



Mercator-Professur 2009 Peter Scholl-Latour

Universität Duisburg-Essen
Mercator-Professur 2009

Peter Scholl-Latour

Journalist und Publizist

Herausgeber: Der Rektor der Universität Duisburg-Essen

Redaktion: Pressestelle und Öffentlichkeitsarbeit der Universität,
Ulrike Eichweber

Gestaltung: Wiedemeier Kommunikation GmbH

Umschlag: Sophie an der Brügge

Inhalt

Prof. Dr. Ulrich Radtke	Einführung	5
1. Vorlesung, 3. Dezember 2009		
Prof. Dr. Peter Scholl-Latour	Siegen in Afghanistan?	11
2. Vorlesung, 26. Januar 2010		
Prof. Dr. Peter Scholl-Latour	Das Ende der weißen Weltherrschaft	31

Prof. Dr. Ulrich Radtke
Rektor der Universität Duisburg-Essen

Einführung

Sehr geehrter Herr Dr. Scholl-Latour,
Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich möchte Sie als Rektor der Universität Duisburg-Essen zu unserer diesjährigen Verleihung der Mercator-Professur ganz herzlich willkommen heißen.

Die Mercator Professur wurde 1997 aus Anlass des 25-jährigen Bestehens der damaligen Gerhard-Mercator-Universität eingerichtet, um das wissenschaftliche Vermächtnis des berühmten Duisburger Kartographen und Universalgelehrten aus dem 16. Jahrhundert zu ehren. Zentrale Kriterien für die Vergabe der Mercator-Professur sind Weltoffenheit und wegweisende Beiträge in der Auseinandersetzung mit wichtigen Zeitfragen. Seit Einführung der Mercator-Professur konnte in jedem Jahr eine herausragende Persönlichkeit des öffentlichen Lebens für diese viel beachtete Vortragsreihe gewonnen werden. Die bisherigen Inhaber der Mercator-Professur waren Bundesminister a.D. Hans-Dietrich Genscher, Siegfried Lenz, Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma, Prof. Dr. Jutta Limbach, Volker Schlöndorff, Ulrich Wickert, Daniel Goeudevert, Walter Kempowski, Bundespräsident a.D. Dr. Richard von Weizsäcker, Necla Kelek, Prof. Dr. Hannah Ashrawi und letztes Jahr die Nobelpreisträgerin Prof. Dr. Christiane Nüsslein-Volhard. Wir blicken also auf eine erfolgreiche Reihe zurück und auf außerordentliche Persönlichkeiten.

Heute freuen wir uns ganz besonders, mit Herrn Dr. Scholl-Latour einen Menschen begrüßen zu können, der schon seit vielen Jahren mit seinen scharfsinnigen Analysen zu kontroversen Diskussionen anregt und damit für unsere Mer-

cator-Professur geradezu prädestiniert ist. An dieser Stelle möchte ich erwähnen, dass er auch mich persönlich schon in frühen Jahren stark beeindruckt und geprägt hat.

Lieber Herr Scholl-Latour, ich heiße Sie im Namen der Universität Duisburg-Essen herzlich willkommen. Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass Sie unsere Einladung angenommen haben und fühlen uns geehrt, Sie heute als unseren Gast begrüßen zu können. Herr Scholl-Latour wird sich heute mit der spannenden Frage „Siegen in Afghanistan?“ auseinandersetzen. Der zweite Vortrag (26. Januar, 18 Uhr im Audimax am Essener Campus) befasst sich mit dem nicht minder spannenden Thema „Das Ende der weißen Weltherrschaft“.

Bevor wir aber in medias res gehen, möchte ich Ihnen zunächst unseren Redner kurz vorstellen:

Herr Scholl-Latour wurde 1924 in Bochum geboren. Sein im Saarland geborener Vater ist in Lothringen aufgewachsen, seine Mutter kam aus dem Elsass. Mit 12 Jahren wurde Herr Scholl-Latour – zu seinem eigenen Schutz vor den Nationalsozialisten – auf ein Internat im schweizerischen Freiburg geschickt. 1940 kam er zurück und machte 1943 Abitur. Nach der Befreiung Frankreichs wollte er sich zur französischen Armee melden, worüber er in seinem Buch „Leben mit Frankreich – Stationen eines halben Jahrhunderts“ ausführlich berichtet. Sein Versuch, in das französisch kontrollierte Gebiet zu kommen, scheiterte jedoch. 1945 war er in Gestapohaft in Graz, Wien und Prag. Herr Scholl-Latour nahm zudem am Indochinakrieg teil und war Angehöriger der französischen Fallschirmjägerinheit.

Herr Scholl-Latour studierte Philologie, Politikwissenschaften und Arabistik und schloss sein Studium 1954 mit der Promotion ab. Stationen seiner Studienzeit waren neben der Sorbonne auch Mainz und Beirut. Bereits während seines Studiums arbeitete er als Reisejournalist für deutsche und französische Medien. Bei der Saarbrücker Zeitung absolvierte er 1948 sein Volontariat. Er bereiste Amerika, Afrika, den Vorderen Orient und große Teile Südost- und Ostasiens. Anschließend war er in den Jahren 1954 und 1955 Sprecher der Regierung des Saarlandes.

Nachdem er sich 1956 endgültig für den Journalismus entschieden hatte, war er 1960–1963 ständiger Afrika-Korrespondent der ARD. 1963 gründete er das ARD-Studio in Paris, das er bis 1969 leitete. In seiner Zeit (1969–1971) als WDR-Fernseh- und Programmdirektor wurde das Schulfernsehen und die Sendung mit der Maus, besser gesagt, ihr Vorläufer, eingeführt. Nach seinem Wechsel zum ZDF als Chefkorrespondent (1971) leitete er von 1975 bis 1983 zusätzlich das ZDF-Studio in Paris. Doch er reiste auch weiterhin viel, so z. B. nach Vietnam, wo er und sein Team 1973 von den Vietcong eine Woche lang ge-

fangen genommen wurden, 1978 Kanada, 1980 Kambodscha und 1981 China und Afghanistan. Zu Ayatollah Chomeini, der sich 1978 in Paris im Exil befand, stand er in Kontakt und hatte das Privileg, den Revolutionsführer bei seiner Rückkehr in den Iran zu begleiten und in den Monaten der Revolution mehrfach interviewen zu dürfen.

Anfang der achtziger Jahre war er verstärkt in Deutschland tätig, wurde Chefredakteur und Herausgeber des durch die Affäre der gefälschten Hitler-Tagebücher schwer angeschlagenen Magazins Stern sowie Vorstandsmitglied des Stern-Verlags. Kurz danach wurde er Beiratsmitglied der UFA-Film- und Fernseh-GmbH. Herr Scholl-Latour ist bis heute als Publizist und Autor von Dokumentarfilmen tätig. Er ist seit vielen Jahren Ansprechpartner und Experte für die Themenbereiche Naher Osten und Islam. Oft äußerte er sich kritisch über die Rolle der USA und Großbritanniens bei geplanten und geführten Kriegen in Afghanistan und im Irak. Doch auch zu vielen anderen Themen und Weltregionen erschienen Bücher von ihm (unter anderem zu Nordkorea und der Volksrepublik China). Ein besonderes Faible entwickelte Scholl-Latour für Indochina, wovon sein Buch „Der Tod im Reisfeld“ handelt. In Laos lernte er seine Frau kennen, und in Vietnam verbrachte er lange Aufenthalte. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Arbeit sind Afrika und die vielfältigen Probleme dieses Kontinents nach der Entkolonialisierung.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
Herr Scholl-Latour hat über 30 Bücher geschrieben, unzählige Interviews und Auslandsberichte veröffentlicht und ist immer wieder gefragter TV-Gast. Er wurde durch viele Journalistenpreise für seine Arbeit ausgezeichnet, von denen ich hier nur einige wenige nennen kann:

- Adolf-Grimme-Preis, Goldene Kamera, Goldener Bambi, Straßburger Goldmedaille für deutsch-französische Annäherung
- Ehrenprofessur der Ruhr-Universität Bochum (1999)
- Für sein journalistisches Lebenswerk wurde Scholl-Latour Mitte November 2003 mit dem „Siebenpfeiffer-Preis“ ausgezeichnet, der demokratisch und humanitär besonders engagierten Journalisten verliehen wird
- Für sein publizistisches Lebenswerk erhielt Scholl-Latour den ersten Henri-Nannen-Preis (2005)
- Für seine Verdienste um die deutsch-französische Freundschaft wurde er am 22. März 2005 in Berlin in die Ehrenlegion aufgenommen
- Für die verständliche Vermittlung des umfassenden Sicherheitsbegriffs in seinem Gesamtwerk erhielt er 2005 den Karl-Carstens-Preis des „Freundeskreises der Bundesakademie für Sicherheitspolitik“
- Das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland erhielt er 2006

Aber Peter Scholl-Latour ist nicht nur ein preisgekrönter Polit-Experte, sondern auch eine besondere Persönlichkeit der Zeitgeschichte, die zugleich vielbeachtet ist und polarisiert. Durch seine kontroversen Äußerungen regt unser Mercator-Professor stets zur Debatte ein. So hält er Klimaschutz für ein „Modethema“. Seine Kritik gilt ebenso der EU-Osterweiterung, die er für übereilt hält.

Er spricht auch unbequeme Themen an und kommt gerade damit sehr gut bei den Menschen an. In diesem Zusammenhang fällt oft zum Beispiel am Stammtisch der Satz „Endlich sagt mal jemand, wie es ist“. Und in der Tat vermag Peter Scholl-Latour auch jenseits des weichgespülten journalistischen Mainstreams eine klare Position zu beziehen.

Nun könnte man sich jedoch fragen: Woher wissen denn die Stammtisch-Kollegen, wie es wirklich ist? Bedient unser Mercator-Professor letztlich Vorurteile? Nun, meine Damen und Herren, das kann es wohl nicht sein, denn er ist glaubwürdig in dem, was er schreibt und sagt. Und mehr noch: seine Authentizität wurde nicht zuletzt im Laufe der Zeit oft bestätigt. Er hat kurz gesagt oft recht behalten.

Umso mehr freue ich mich heute mit Ihnen auf seine Afghanistan-Analysen. Erst gestern hielt Barack Obama seine Ansprache zur neuen Afghanistan-Strategie, in der von Truppen-Verstärkung und Rückzug zugleich die Rede war. Und just heute ließ die Bundesregierung verlauten: Die Sicherheitslage in Afghanistan bleibt weiter „stark angespannt“ und entschied sich für die Verlängerung des Afghanistan-Einsatzes.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, über unseren diesjährigen Mercator-Professor ließe sich noch vieles sagen; zahlreiche Auszeichnungen und Erfolge könnte ich noch aufzählen.

Ich möchte Sie alle, verehrtes Publikum, jedoch nicht länger auf die Folter spannen. Freuen Sie sich also mit mir auf den Journalisten, Publizisten und Polit-Experten Prof. Dr. Scholl-Latour und auf seinen Vortrag: Siegen in Afghanistan?

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und bevor ich nun das Mikrofon und die Bühne für den Vortrag räume, möchte ich Ihnen, Herr Dr. Scholl-Latour, die Urkunde zur Verleihung der Mercator-Professor überreichen.

Prof. Dr. Peter Scholl-Latour

Siegen in Afghanistan?

Abschrift des in freier Rede gehaltenen Vortrags

Magnifizienz, meine Damen, meine Herren,

zunächst möchte ich sagen, dass ich mich durch die Verleihung der Mercator-Professur außerordentlich geehrt und auch persönlich berührt fühle. Ich bin ja dieser Region von Herkunft und Lebenslauf her verbunden. Es hieß einmal in einem Werbespruch über das Ruhrgebiet: Ein starkes Stück Deutschland. Das würde ich auf jeden Fall unterstreichen.

Wir wenden uns heute Afghanistan zu. Das hat diverse Gründe: Zum einen hat der amerikanische Präsident einen erneuten „surge“ – also eine neue Aufstockung der dortigen Truppen um 30.000 Mann – beschlossen. Gleichzeitig hat er aber auch kundgegeben, dass er im Jahre 2011 mit dem Rückzug aus Afghanistan beginnen würde. Das sollte man nicht vergessen. Zum anderen ist das Thema Afghanistan nach den schmerzlichen Ereignissen von Kundus auch endlich in die deutsche Öffentlichkeit und das deutsche Parlament gelangt. Nun beginnt eine Diskussion, der sich die deutsche Politik bisher verweigert und schmäählich entzogen hat.

Ich interessierte mich als Kind sehr für Landkarten und habe auch selbst welche gezeichnet. Insofern fühle ich mich dem großen Wissenschaftler Mercator verbunden. Aber das sei hier nur am Rande erwähnt. Jedenfalls stellte man in meinen Kindertagen, als ich auf die Drusenbergschule in Bochum ging, bei einem Blick auf die Landkarte fest, dass die ganze Welt noch europäisch war. Es gab lediglich ein paar Flecken, bei denen das nicht der Fall war. Liberia, beispielsweise. Aber das war mehr oder weniger amerikanische Kolonie. Äthiopien war gerade von Mussolini geschluckt worden, Thailand blieb so in der Schwebe.

England und Frankreich übten dort Einfluss aus. Aber, das war es so ziemlich. Alles andere war europäischer Kolonialbesitz, „kolonialische Dominion“, wie man es später nennen sollte.

Heute wird viel vom Khyber-Pass geredet, also dem Übergang von Pakistan nach Afghanistan, der sicher eine entscheidende strategische Bedeutung besitzt. Das kann man auch schon aus der Vergangenheit ersehen: Ich erinnere mich an einen Besuch bei meinem Vetter, der damals in Düsseldorf lebte. Wir waren eine Gruppe von drei, vier Jungs und nannten uns die „Bangle Lancers“. Das war der Titel eines Films über die britische Truppe, die am Khyber-Pass heldenhaft gegen die aufständischen Stämme in Afghanistan kämpfte. Als ich in die Schweiz kam, fuhr mein Vetter fort, mir als „Bangle Lancer“ zu schreiben. Was, nebenbei bemerkt, meinem Onkel, der dem damaligen Regime durchaus nahe stand, einbrachte, dass er zur Gestapo gerufen wurde. Man wollte erfahren, ob da nicht eine düstere Verschwörung im Gange sei. Das sei nur kurz erwähnt, um zu zeigen, dass die Situation an der afghanischen Grenze die Großmächte schon seit langer Zeit beschäftigt hat. Ein anderes Beispiel wäre natürlich auch das sogenannte „Great game“, das der Schriftsteller Rudyard Kipling in seinen Werken beschrieben hat. Es meint die Spannungen zwischen Russland, das auf Indien vordrang, und England, das seine Vormachtstellung dort absichern wollte. Das war die Zeit, als man noch von der „Bürde des weißen Mannes“ sprach. Dies ist aber ein Thema, das wir beim nächsten Vortrag behandeln werden.

Wir beobachten heute also den sogenannten „surge“. Ich nehme an, dass die momentan tonangebenden amerikanischen Generäle, sei es McChrystal oder Petraeus – die übrigens recht gute Generäle sind – sich durchaus bewusst sind, dass sie mit 30.000 zusätzlichen Männern die Lage im Krieg nicht ändern können. Zumal heute in modernen Armeen auf acht Soldaten nur ein wirklicher Kämpfer kommt. Somit relativiert sich die Zahl doch außerordentlich. Es ist darauf verwiesen worden, dass die Truppen-Aufstockung im Irak so fabelhaft gewirkt hat. Aber das ist schon eine der großen Fehlbeurteilungen. Warum hat die verstärkte Präsenz amerikanischer Truppen, aber vor allem auch das Verhandeln mit den Stammesführern dort, zu einer relativen Beruhigung geführt, zur Sahwa, die zur Folge hatte, dass man sunnitische Truppenverbände aufstellte? Aus folgendem Grunde: Der eigentliche Aufstand gegen die Amerikaner im Irak wurde nicht von den Schiiten getragen.

Großayatollah Sistani aus Najaf war klug genug, um die Überlegung anzustellen: Die Amerikaner wollen Demokratie, also wollen wir Wahlen abhalten. Deshalb erließ er eine Fatwa, und seine Schiiten gingen an die Urnen. Die Schiiten machen 65 Prozent der Bevölkerung aus, und so wurde ein überwiegend schiitisches Parlament im Irak gewählt. Am Rande sei vermerkt, dass sämtliche schiitische Frauen tiefverschleiert auch zur Urne gegangen sind, was in Europa

einen Jubel der Begeisterung darüber auslöste, wie demokratisch nun alles geworden sei. Aber: Es war die Fatwa – die religiöse Anweisung – des Großayatollah Sistani, die das ermöglichte.

Angesichts der auch schon von George W. Bush getroffenen Ankündigung, die Amerikaner würden in drei Jahren abziehen, stellte sich den Sunniten die Frage: Was kommt danach? Vor allem in den Westprovinzen, die den meisten Widerstand gegen die Amerikaner leisteten. Denn zum ersten Mal in der Geschichte, zum ersten Mal seit dem Tod des Propheten und der Ermordung seines Wali, des Imam Ali, stehen wir unter der Herrschaft der Schiiten. Sich mit dieser Tatsache auseinander zu setzen, war für die Sunniten viel wichtiger, als gegen die Amerikaner einen Džihad oder einen Qital zu führen. Deshalb haben die Sunniten mit den Amerikanern gemeinsam Truppenverbände aufgestellt. Die „Awakening forces“, wie die Amerikaner es nannten. Und das ist der eigentliche Grund für die relative Ruhe im Irak bisher.

Aber in dem Moment, in dem die Amerikaner abziehen, werden zwischen den drei im Irak existierenden Kräften Kämpfe ausbrechen. Die drei Kräfte sind zum einen die Sunniten, zu denen auch Saddam Hussein gehörte. Sie übten die Herrschaft aus. Vor allem auch unter den Osmanen, die dort vierhundert Jahre geherrscht haben. Zum Zweiten die Schiiten. Sie machten die Mehrheit der Bevölkerung aus, wurden aber im Grunde immer als „underdogs“, teilweise als Ketzer verachtet und mehr befehdet, als die dort lebenden Christen. Und schließlich die Kurden. Sie sind zwar Sunniten, aber keine Araber. Außerdem sind sie die Einzigen, die sich voll auf amerikanischer Seite engagiert haben. Aber inzwischen bekommen sie bei ihrem Bemühen, ihr Territorium um die Erdölgebiete von Kirkuk zu arrondieren, auch Schwierigkeiten. Diese ganzen Probleme im Irak stehen uns noch bevor. Und meiner Ansicht nach ist das, was im Irak passieren wird, eventuell wichtiger als das, was in Afghanistan passiert – für die Zukunft des Orients und für die Zukunft Europas.

Auf traurige Weise ist das Thema „Afghanistan“ durch die Ereignisse von Kundus aktualisiert worden. Dabei müssen wir Eines im Auge behalten: Afghanistan ist kein einheitliches ethnisches Gebiet. Das eigentliche Staatsvolk, die Paschtunen, leben im Süden und bilden eine knappe Mehrheit im Land. Das Königshaus entstammt ihm. Auch Präsident Karsai ist ein Paschtune. Sie waren diejenigen, die den Engländern im 19. Jahrhundert die fürchterliche Niederlage vor Dschalalabad im Norden des Landes befügten. Kundus nimmt in dieser Nordregion eine Sonderstellung ein, denn in den tadschikischen Gebieten persisch sprechender Sunniten wollte der Paschtune Emir Abdul Rahman, der Gründer des – wenn man so sagen kann – „modernen“ Afghanistan, der jedenfalls den afghanischen Staat im 19. Jahrhundert wieder zusammenfügte, natürlich auch Inseln paschtunischen Siedlungsgebietes schaffen, um seinen Staat abzusichern. Und Kundus

gehörte dazu. Einer der großen Führer des Aufstandes, Gulbuddin Hekmatyar, stammt aus Kundus. Er gehört zwar nicht zu den Taleban, ist aber in seiner Bedeutung durchaus mit Mullah Omar, dem Amir der Taleban, zu vergleichen. Das zeigt, dass Kundus ein besonders schwieriger Ort ist. Mit Hekmatyars Truppe bin ich im Jahr 1981 nach Afghanistan gegangen, als der Krieg gegen die Sowjetunion noch im Gange war.

Aber vielleicht hat dieser Zwischenfall von Kundus – bei aller Tragik – auch seine positive Seite: Es hat endlich die Stunde der Wahrheit geschlagen. Der Bundeswehrstützpunkt ist mittlerweile eine Festung. Das war nicht immer so. Als ich vor drei Jahren in Kundus war, hatte ein Feldwebel ein Hotel aufgemacht, das „Lapislazuli“. Da übernachtete ich in aller Ruhe. Heute würde ich dort nicht mehr übernachten. Ich würde gezwungen sein, im Camp zu leben, das inzwischen zu einer Festung ausgebaut worden ist. Damals war alles noch ziemlich offen. Aber inzwischen hat sich die Situation so verschärft, dass die Bundeswehr in Kundus, wie übrigens auch in Masar-i-Sharif und in Faizabad, sich praktisch in regelrechten Festungen befindet.

Was man bei diesem Vorfall in Kundus beachten muss: Diese beiden riesigen Laster mit Erdöl wurden ein paar Kilometer von dieser Festung entfernt gekidnappt. Die Tatsache, dass das nicht wahrgenommen, dass das nicht verhindert wurde, zeigt, wie gering die Kontrolle über das Land ist. Andererseits ist es auch erstaunlich, dass zu diesen Tankwagen, die dann im Fluss feststeckten, keine Patrouille ausgeschildet worden ist, um nahe an Ort und Stelle herauszufinden, was überhaupt los war. Das wäre natürlich gefährlich gewesen, da durchaus Taleban in der Nähe waren. Auch wenn die Mehrzahl der Anwesenden Zivilisten waren, die billig an Erdöl kommen wollten. Ich will über Oberst Klein nicht den Stab brechen. Seine Situation ist schwierig genug. Aber die Tatsache, dass er diese Patrouille in der Nacht nicht ausgeschildet hat, zeigt, dass die ISAF, die NATO und auch die Truppen von „Enduring freedom“, die Amerikaner also, sobald die Dunkelheit einbricht überhaupt keine und bei Tage nur eine sehr begrenzte Kontrolle über das Land haben.

Vor zweieinhalb Jahren hat mir das Verteidigungsministerium freundlicherweise einen Transportflug mit einer Transall nach Masar-i-Sharif verweigert. Also habe ich über afghanische Freunde zwei Landrover mit zwei Fahrern und einem zuverlässigen „Fixer“, wie man das heute nennt, gemietet. Wir sind von Kabul aus über den Salangpass in dreitausend Meter Höhe nach Kundus gefahren. Ohne Begleitung und ohne jeden Schutz. Ich habe die achtstündige Fahrt über keinen einzigen Soldaten der Allianz gesehen. Die Vorstellung also, dass eine Kontrolle über dieses Land ausgeübt würde, außer in diesen Stützpunkten und ihrer unmittelbaren Umgebung, ist falsch und das sollte endlich auch ausgesprochen werden.

Der Vorwurf, der sich an Oberst Klein richtet, ist auf den Befehl des amerikanischen Oberbefehlshabers McChrystal zurückzuführen. Dieser Befehl rückte von der bisherigen Methode der Amerikaner, die im Grunde auch schon in Vietnam praktiziert wurde, ab. Ich finde Elemente des Krieges sind ähnlich wie im Vietnamkrieg, auch wenn die politische Situation eine ganz andere ist. In Vietnam galt vor allem „search and destroy – suchen und vernichten“. Inzwischen hat man erkannt, dass die berühmten Kollateralschäden (die Verluste in der Bevölkerung), die bei dieser Methode entstehen, so kontraproduktiv waren, dass General McChrystal beschloss, die Luftwaffe dürfe nur noch eingesetzt werden, wenn die Truppe regelrecht in ein Gefecht verwickelt wird. Und selbst dann solle man erst die Flugzeuge in einem Tiefflug über die potentiellen Angreifer hinwegziehen lassen, um sie auseinanderzutreiben. Das funktioniert vorzüglich. Ich habe das einmal in Kundus erlebt. Dort gab es einen kleinen Aufruhr wegen der Mohammed-Bilder in Kopenhagen. Der damalige deutsche Kommandeur, ein sehr vernünftiger Mann (es gibt also auch sehr gute Soldaten in der Bundeswehr), hat französische „Mirages“ aus dem benachbarten Tadschikistan, aus Dujanbe, angefordert. Die zogen im Tiefflug über diese Männer hinweg, und sie waren fort. Das zeigt: Die Einschüchterung reicht. Das hat dieser Oberst Klein nicht gemacht, und damit hat er natürlich gegen die bestehenden Regeln verstoßen.

Aber, was mich jetzt beunruhigt: Der bisherige Verteidigungsminister Jung hat sich geschadet. Durch Unkenntnis, würde ich ihm zurechnen. Ich will ihm gar nicht wissentliche Verfälschung der Lage unterstellen. Er ist persönlich gesehen ja auch ein netter Mann. Das macht es einem ja so schwer, ihm diesbezüglich zu widersprechen. Aber er war von einer totalen Ignoranz geplagt.

Jetzt ist er durch einen Mann ersetzt worden, der doch mit mehr Energie und mit mehr Realismus an die Sachen herangeht. Herr zu Guttenberg hat übrigens bei den Gebirgsjägern gedient. Bei der nächsten Gelegenheit, bei der ich ihn sehe, werde ich ihm sagen: Sie sind ja geradezu prädestiniert für Afghanistan! Wer nämlich in die Gebiete reingehen will, in denen die Taleban wirklich sitzen, und wo früher die Mudschaheddin an den Russen vorbei zogen, der sitzt nicht in einem „Dingo“, oder einem „Marder“ oder in einem schweren Panzer. Das habe ich mitgemacht. Nicht mal in einem Jeep oder einem „Wolf“ oder in einem „Wiesel“ (diese Gefährte haben ja alle so schöne Namen). Da ist man auf Maultiere, Esel und – wenn man angesehen ist – auch auf ein Pferd angewiesen. Ich hatte ein kräftiges Pferd. Aber die Hänge waren so steil (damals konnten die offiziellen Wege nicht benutzt werden), dass man sich an den Schwanz des Pferdes hängen musste, um sich hochziehen zu lassen. Und dann sehen Sie auf einmal einen Trupp von Mudschaheddin. Die nehmen die Höhe im Laufschrift. Da überkommt einen der Eindruck der Unzulänglichkeit unserer westlichen

physischen Kräfte – auch in diesem Gebiet. Wahrscheinlich wäre bei uns nur die KSK genügend trainiert, um dieses durchzustehen. Unter der Voraussetzung, dass sie nicht mit diesen 16 Kilo schweren Schutzwesten und einem Gepäck rumlaufen, mit dem sie, wenn sie hinfallen, liegen bleiben wie die Maikäfer.

Es stellt sich schlichtweg die Frage, ob die ganze Konzeption der Bundeswehr nicht auf den Kopf gestellt werden muss. Und da steht dem jetzigen Verteidigungsminister eine schwere Aufgabe bevor. Ein Teil der älteren Generalität, habe ich den Eindruck, lebt immer noch in strategischen Vorstellungen des Zweiten Weltkrieges. So als müssten sie das „Fulda Gate“ gegen die Rote Armee verteidigen. Aber die wenigen deutschen Hubschrauberpiloten in Afghanistan sagen: „Wir können mit unseren Maschinen hier relativ wenig anfangen. Die sind für die norddeutsche Tiefebene konzipiert. Wenn wir auf 3.000 Meter Höhe müssen, wie es häufig ist – noch dazu mit den Sandstürmen –, sind unsere Hubschrauber meistens gar nicht einsatzfähig.“ Die Bundeswehr muss für diese Art von Einsätzen völlig umstrukturiert werden. Und schon sieht man, und das beunruhigt mich wirklich, eine Kampagne gegen Guttenberg. Er ist energischer und hat die richtigen Konsequenzen gezogen: Nämlich den Generalinspekteur und einen sehr einflussreichen Staatssekretär in die Wüste zu schicken. Ihm wird jetzt vorgeworfen, dass er am Anfang ja diesem Angriff auch zugestimmt hatte. Aber das war zu einem Zeitpunkt, als man ihm die wichtigen Unterlagen noch vorenthalten hatte. Als neuer Minister konnte er gar nicht anders, als sich vor die Bundeswehr zu stellen. Das musste er tun, auch wenn er sich in seiner Aussage geirrt hat. Aber daraus versucht man, ihm heute einen Strick zu drehen. Und das ist das Bedauerliche: dass eine Schicksalsfrage, wie Afghanistan es eventuell für uns werden könnte, durch diese politischen Intrigen in maßloser Weise beeinflusst wird.

Die Kampagne gegen Guttenberg ging noch weiter. In den letzten Diskussionen wurde argumentiert, der deutsche Einsatz im Irak sei nicht im Rahmen von „Enduring freedom“ erfolgt. Der damalige amerikanische Verteidigungsminister Rumsfeld hat wirklich nur 100 KSK-Leute angefordert. Und diese wurden nicht für Kampfeinsätze eingesetzt. Was schon sehr anständig ist, denn das hätte die Bundesregierung verweigern müssen. Sie wurden aber zur Bewachung von Gefangenen eingesetzt. Sie haben sich keine Vergehen zu Schulden kommen lassen. Aber sie haben das Lager Abu Ghraib abgeschirmt. Ein Lager, in dem immerhin doch reichlich seltsame Verhöre stattgefunden haben.

In diesem Zusammenhang wird immer wieder das Argument vorgebracht (auch Jung tat das noch neulich): Wir haben doch 5.000 Mädchenschulen gebaut. Erstens ist es falsch. Und zweitens schicken wir deutsche Soldaten nicht in ein Unternehmen, in dem sie ihr Leben aufs Spiel setzen, um in Afghanistan Mädchenschulen zu errichten. Das könnte die GTZ, die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit, die unter den Taleban unbehelligt in Afghanistan geblieben

war, sehr viel besser machen. Abgesehen davon: Diese ganzen internen Veränderungen, auch die Veränderungen der Beziehungen zwischen den Geschlechtern, die müssen eines Tages einmal von innen heraus kommen. Wir können nicht die Aufgabe der „Nationbuilding“ übernehmen, wie die Amerikaner sagen. Dabei sind wir zum Scheitern verurteilt. Das müssen die Länder schon aus eigener Kraft schaffen, wie Mao Tse-Tung sagte. Und auch aus der eigenen Mentalität heraus. Denn es ist für eine fromme, muslimische Bevölkerung – und eine solche ist die afghanische Bevölkerung – unerträglich, bewaffnete Ungläubige auf ihrem Land, auf ihrem Territorium zu tolerieren. Das ist eine Grundregel, die man einfach nicht beachtet. Das geht nicht mehr. Das ging früher mal. Automatisch verwandelt sich dann dieser Dar-el Islam, dieser Bereich des Islam, der theoretisch die ganze Umma umfasst, in den – wie man es in der islamischen Theologie nennt – Dar-el Harb, in den Bereich des Krieges. Und insofern soll man sich von dem Gedanken frei machen, dass man durch eine verlängerte Präsenz dort nun unsere Vorstellungen von Demokratie und Parlamentarismus heimisch machen kann. Man muss das vielmehr dem eigenen Naturell, den eigenen Entscheidungen überlassen.

Man benötigt also eine Kraft im Land selbst, mit der man zusammenarbeiten kann. Nur mit wem? Ich will die Taleban wirklich nicht freisprechen von Exzessen und von einer großen Stupidität. Auch religiös gesehen waren es ziemlich ungebildete Kerle. Aber diese Taleban hatten immerhin das Land im Griff. Die Opiumproduktion war, dem islamischen Verbot von Rauschmitteln weitestgehend entsprechend, auf ein Minimum reduziert worden. Sie verkauften nur so viel Opium wie sie für ihre Waffenkäufe brauchten, während unter der Obhut der westlichen Allianz Afghanistan inzwischen zum größten Produzenten und Lieferanten von Opium und Heroin geworden ist. 92 Prozent der Weltproduktion kommt aus diesem Land. Das ist ein Skandal, der zum Himmel schreit. Wird dieses Problem aber erwähnt wird gesagt: Ja, das sind die Taleban. Das sind nicht nur Taleban. Es sind auch die Warlords. Auch diejenigen im deutschen Bereich. Gegen die unternimmt man wohlweislich keine Schritte. Wenn man ihnen die außerordentlich reichlich fließenden Einkünfte aus dem Heroin und dem Opium entziehen würde, dann würden sie richtig böse werden. Und man weiß im Verteidigungsministerium, dass eine Stellung wie Faizabad in Badakhshan im Ernstfall gar nicht zu halten ist, wenn der Winter mit Nebel und der Schnee kommt, so dass Hubschrauber nicht immer durchkommen.

Wir sind im Grunde noch relativ gut davon gekommen. Wir haben eine Anzahl von Gefallenen. Die meisten sind aber dort doch durch Verkehrsunfälle umgekommen. Würde hier in Deutschland sieben Jahre lang ein militärisches Manöver mit scharfer Munition durchgeführt, wären die Verluste mindestens genauso hoch. Wir sind im Moment noch nicht in wirkliche Gefechte verwickelt worden, auch wenn sich inzwischen die Einschläge von Granaten in der Gegend von Kundus häufen.

Ein unerträglicher Zustand, eine völlige Fehlkonstruktion der Armee, ist folgender Umstand: 80 bis 90 Prozent der Soldaten in Afghanistan machen ihren ganzen Einsatz über keinen Schritt aus dem Lager. Sie werden mit der Transall über Termes eingeflogen und landen auf dem Flugplatz der jeweiligen Bastion, die zwei, drei Kilometer entfernt ist. Anschließend werden sie in ihren „Dingo“ gesetzt, die Stahlklappen werden zugemacht, und sie werden ins Lager gefahren. Die nächsten drei bis vier Monate verlassen sie es nicht wieder. Sie brauchen nur einen Soldaten zu fragen, er wird es Ihnen bestätigen. Früher war der Flugplatz von Camp „Warehouse“ noch in 20 Kilometer Entfernung. Aber dann wurde ein Attentat verübt und der Abstand zwischen Flughafen und Lager auf zwei bis drei Kilometer reduziert. Kleine Einheiten, beispielsweise von Fallschirmjägern oder Gebirgsjägern, gehen zwar auf Patrouille. Aber der Zustand hat sich so verschlechtert, dass man auch nicht mehr zu Fuß und ohne Helm unter die Bevölkerung geht und versucht, Vertrauen zu schaffen. Stattdessen fährt man in gepanzerten Fahrzeugen. Aber bei einem Angriff mit einer RPG 7, also einer Panzerfaust wie sie bei den Aufständischen ziemlich verbreitet ist, bietet kein „Marder“ und schon gar kein „Dingo“ einen wirklichen Schutz. Weil der Partisane eine unglaublich effiziente Technik der Kriegführung entwickelt hat, sind die gepanzerten Fahrzeuge nicht nur dem Angriff mit Panzerfäusten ausgesetzt.

Das gilt nicht nur für Afghanistan. Das hat schon im Südlibanon mit der Hisbolah begonnen. Die Amerikaner nennen es „Improvised explosive devices“. Das sind diese abscheulichen Bomben, die am Wegrand eingegraben und nicht zu erkennen sind. Sie werden ferngezündet und reißen entsetzliche Wunden. Die Leute, die in Afghanistan verwundet wurden, haben deshalb meistens furchtbare Verstümmelungen. Das löst natürlich auch eine Psychose aus, die beim normalen Krieg nicht in dem Maße vorkommt. Es entsteht daraus auch ein weiteres neues Phänomen: das, dass die Psychologen so gefragt sind. Sie sehen gelegentlich ja auch Filme, die in letzter Zeit über Afghanistan gedreht worden sind. Neulich lief ein „Tatort“. Der handelte im Grunde von der psychiatrischen und psychologischen Behandlung der Soldaten als Folge des Einsatzes. Nun sind die Einsätze bisher, das will ich mit allem Respekt vor den Verwundeten und Toten sagen, noch relativ unblutig gewesen. Ich habe Schulkameraden gehabt, die mit der letzten JU 52 mit erfrorenen Gliedern aus Stalingrad ausgeflogen wurden. Die haben nie einen Psychologen gesehen und auch nie einen gebraucht. Es ist also eine Veränderung der Mentalität im Gange, und dem sollte man auch Rechnung tragen.

Man stellt immer wieder den Vergleich zu Vietnam auf. Aber was jetzt in Afghanistan und in Pakistan vor sich geht, ist sehr viel ernster. In Vietnam hat Amerika dem Zermübungskrieg nicht standgehalten. Es ist ein „War of attrition“. Die Aufständischen werden niemals einen großen Sieg davontragen, auch in Afgha-

nistan nicht. Das ist ein Zermürbungs- und Ermattungskrieg. Der wirkt sich auch schon in der Heimat aus. Vietnam war für Amerika eine furchtbare Demütigung. Aber Eisenhowers und Kennedys Befürchtung, ein kommunistisches Gesamtvietnam könnte einen Dominoeffekt – eine Ausbreitung des Kommunismus bis nach Indien hin auslösen – war unbegründet. Diejenigen, die am effektivsten darüber gewacht haben, dass es nicht so weit kam, sind seltsamerweise die Chinesen gewesen. Sie sahen es nicht gerne, dass ihre vietnamesischen Nachbarn und früheren Vasallen expandierten. Präsident George W. Bush war mit einer anderen Domino-Theorie angetreten. Bei der Eroberung Bagdads sprach er davon, einen „Beacon of democracy“ – einen „Leuchtturm der Demokratie“ – und des Weiteren einen Dominoeffekt im Sinne der Demokratie zu erschaffen. Nach dem Motto: eine Demokratie in Bagdad und es pflanzt sich im Iran und so weiter fort. Die anderen Länder sind ja eigentlich alle Dynastien oder Militärdiktaturen. Die Vision Fukuyamas vom „Ende der Geschichte“, dass alle Probleme der Welt durch die Übernahme des amerikanischen Lebensstils, der amerikanischen politischen Auffassung und der amerikanischen Wirtschaftstheorien gelöst werden können, ist im Irak gescheitert. In Afghanistan aber noch viel stärker.

Eine der wahrscheinlich schwersten Folgen der Rückschläge, die der Westen im Moment einstecken muss, ist das Ende der kulturellen Vorherrschaft. Die Zeit ist vorbei, in der zum Beispiel Atatürk, der Erneuerer der Türkei, behaupten konnte, es gäbe nur eine Zivilisation. Und das meinte die französische, also im weiteren Sinne die europäische Kultur. Das war 1924 und ist heute gar nicht mehr vorstellbar. Und auch die Nachahmung Amerikas ist spätestens seit der letzten Finanzkrise in Misskredit geraten. Wir möchten doch nicht diese Art von Kapitalismus praktizieren, die in Amerika praktiziert wird.

Es kommt noch etwas völlig Unerwartetes hinzu. Nach den gewaltigen Siegen Amerikas im Zweiten Weltkrieg konnten sie im Grunde keinen militärischen Erfolg mehr erringen. Die Landung in der Normandie war eine logistische Meisterleistung, und der Krieg gegen Japan ist mit schweren Verlusten, aber mit großem Bravour geführt worden. Der jetzige asymmetrische Krieg – wie die Israeli sagen – stellt also die modernen, konventionellen Armeen vor unlösbare Probleme. Wir werden damit nicht fertig. Das, was von vornherein feststand, wird heute evident und in amerikanischen Kreisen auch bis in die höchsten Militärränge hinauf diskutiert: dass ein Krieg in Afghanistan nicht zu gewinnen ist.

Wahrscheinlich hat Obama einen Fehler begangen, als er bereits während des Wahlkampfes sagte: Wir haben den Fehler begangen, dem Irak die ganze Aufmerksamkeit zu schenken und haben Afghanistan vernachlässigt. Er kommt ja nicht aus dem Militär und konnte deshalb auch die nötigen Kenntnisse nicht haben. Inzwischen stellt sich heraus, dass auch er in Afghanistan nichts verändern kann. Im Gegenteil: Es ist immer die Rede von El Kaida. Jeder deutsche Politiker,

im Übrigen auch viele Offiziere, sagt in den Diskussionen: Wenn wir den Terrorismus in Afghanistan nicht zerschlagen, dann kommt der Terrorismus zu uns.

Aber der Terrorismus ist ja gar nicht aus Afghanistan gekommen. Die Anschläge auf das World Trade Center und das Pentagon verübten keine Afghanen. Das waren Saudis. Es gibt keinen einzigen Afghanen, der internationalen Terrorismus betrieben hat. Diese jungen Leute sind vielleicht einmal in einem Camp von El Kaida in Afghanistan ausgebildet worden. Wobei der Begriff „El Kaida“ damals noch gar nicht bekannt war. Aber sie haben dort eine infanteristische Grundausbildung erhalten. Ihre Pilotenausbildung haben sie in den USA absolviert. Und für die Koordination dieser Flugzeuge muss man an Ort und Stelle sein. Sie mussten rechtzeitig von New York aus starten. Das ist gar keine einfache Sache. Mich wundert überhaupt, dass das ein paar Araber zustande gebracht haben. Das konnte man nicht aus einer Höhle am Hindukusch heraus tun. Und das relativiert natürlich auch die Rolle von Osama bin Laden. Im Krieg gegen die Sowjetunion war Osama bin Laden ursprünglich ein Rekrutierungsagent der CIA und des pakistanischen Geheimdienstes ISI, um in der ganzen islamischen Welt mit saudischem und auch amerikanischem Geld, eine Truppe gegen die Sowjetunion aufzustellen. Aber man hat eines vergessen: Er und auch seine Gefolgsleute waren zwar natürlich zutiefst gegen diesen großen Bolschewismus der Sowjetunion engagiert. Aber deswegen war er nicht pro-amerikanisch.

Als ich mich 1981 – das war noch zu Beginn des Krieges – mit einer Truppe von Hekmatyar durch die Gegend von Tora Bora quälte, da schrien diese Mudschaheddin alle „Allahu akbar“ (das kann man sogar als Christ mit rufen: „Gott ist groß“ – „Allah“ heißt auch bei den Christen des Orients „Gott“). Und dann schrien sie: „Maat ba-amrika – Tod den Amerikanern“. Da habe ich gesagt: Seid ihr verrückt geworden? Ihr kämpft mit amerikanischen Geldern, mit amerikanischen Waffen und Unterstützung gegen die Sowjetunion und ruft: „Maat ba-amrika“? Das ist ein kleines Rätsel: „La gharbi, la sharqi – islami! – Nicht östlich, nicht westlich – islamisch!“. Das hätte man aber vorher wissen müssen. In dem Moment, in dem die sowjetische Armee über den Amu Darja und die Brücke von Termez abgezogen war, als General Gromow als letzter Soldat Afghanistan verlassen hatte, waren die Mudschaheddin und Muslime aus allen Ländern im Land und suchten einen neuen Feind. Diese Kämpfer konnten nicht nach Hause, denn dort, beispielsweise in Ägypten oder Algerien, galten sie als gefährliche religiöse Revolutionäre. Und der neue Feind war der amerikanische Imperialismus, der mit allen Lastern behaftet war, und als das Goldene Kalb erschien – eine Geschichte, die auch im Koran enthalten ist. Der Angriff auf das World Trade Center war in deren Augen der Angriff auf das Goldene Kalb. Man muss sich immer in die Situation, in die Mentalität der Leute hineinversetzen.

Osama bin Laden ist damals, nachdem die Attentate gegen die Botschaften in Daressalam und Nairobi stattgefunden haben, aus dem Sudan nach Afghanistan

geflüchtet. Er ist aber nicht die entscheidende Figur bei 9/11 gewesen. Der wirkliche Organisator war Scheich Mohammed, der jetzt vor Gericht steht. Er hat 183 Mal die Prozedur des „Waterboarding’s“ durchgemacht, das heißt: simulierte Ertränkung. Eine ganz abscheuliche Sache. Das hat es übrigens zur Zeit der Gestapo gegeben, und ich muss sagen, die französische Armee hat es auch gelegentlich in Algerien praktiziert. Man nennt es dann „La baignoire – Die Badewanne“. Aber Scheich Mohammad hat das 183 Mal erduldet. Beim fünften Mal würde ich bereits gestehen, dass ich meine Großmutter umgebracht habe. Insofern ist auch die hohe Meinung, die man von der westlichen Moralität hat, nicht unbelastet. Unsere Bundeskanzlerin spricht immer von einer werteorientierten Außenpolitik, ohne jemals zu präzisieren, welche Werte sie meint. Die christlichen Werte erwähnt sie seltsamerweise nicht, obwohl sie Vorsitzende einer christlichen Partei ist. Aber es gibt auch islamische Werte. Es gibt konfuzianische Werte. Wir haben keine homogene Welt mehr, wie Fukuyama sie herbei geseht hat.

Insofern stehen wir diesem Phänomen des asymmetrischen Krieges jetzt ziemlich hilflos entgegen. Nehmen wir nur das Beispiel der iranischen Atombombe. Ich persönlich bin ziemlich überzeugt davon, dass die Iraner dabei sind, die Bombe zu bauen. In aller Heimlichkeit. Und irgendwann werden sie sie auch fertig gestellt haben. Deswegen geht die Welt nicht unter. Sie werden diese Bombe auch nicht auf Israel abfeuern. Sie sind nicht verrückt. In dem Moment wissen sie nämlich, dass durch die israelische Nuklearstreitkraft, die teilweise auf U-Booten auf das Meer verlagert ist, aber vor allem auch durch die amerikanische Nuklearstreitkraft, der Iran ausgelöscht würde. Und Selbstmörder sind sie nicht. Das haben wir unter Chomeini erlebt. Aber diese Bombe ist das große Thema. Und wir können nur zum Himmel beten, dass die Israeli nicht mit amerikanischer Erlaubnis eine Bombardierung der Nuklearanlagen im Iran durchführen. Die Reaktion Irans wäre geballt. Es ist ein Land mit 70 Millionen Einwohnern. Die sind mit ihren Mullahs zu tiefst unzufrieden, aber sie sind sehr nationalistisch. Und selbst die sogenannten Reformer, die jetzt Kundgebungen abhalten, sind im Grunde alle für die Kernenergie. Und vor allem wäre der Iran in der Lage zu reagieren.

Das sehen wir heute an dem absurden Schauspiel, bei dem somalische Fischer mit ihren Booten, die sie mit Außenbordmotoren versehen haben, riesige Tanker im Golf von Aden und im Indischen Ozean kidnapen. Und das während die ganze Flotte des Westens dort patrouilliert. Wo ist in solchen Fällen denn diese – nennen wir es mal – „google“-Omnipräsenz, die alles sieht, die alles beobachtet, die alles verhindern kann? So sieht man, welche Schwächen eine konventionelle Marine auf See hat. Und deshalb kann man sich ungefähr vorstellen, wie der Iran reagieren würde. Die Padaran, die Revolutionswächter, wären dazu bereit, den schmalen Persischen Golf und vor allem die dünne Rinne der Straße von Hormus zu blockieren. Durch diese werden Rohstoffe transportiert,

die 40 Prozent unseres Energiebedarfes aus den arabischen Quellen decken. Zudem verfügen die Iraner über konventionelle Raketen, mit denen sie auch die saudischen oder kuwaitischen Erdöllager vernichten können. Es bestehen also gar keine großen Möglichkeiten, militärisch gegen den Iran vorzugehen. Deshalb sollte man endlich mit dem dummen Spruch aufhören: „Wir haben noch alle Optionen auf dem Tisch“. Man hat diese Option nicht auf dem Tisch, es sei denn, man begibt sich in extreme eigene Gefahr.

Etwas anderes ist bemerkenswert: Ich habe mich mit dem russischen Botschafter darüber unterhalten. Ich habe gefragt, ob eigentlich mal jemand von der westlichen Seite, insbesondere auch von deutscher Seite her – von der Bundeswehr oder dem Verteidigungsministerium – zu ihm gekommen ist und gefragt hat: „Wie ist denn der Krieg bei Ihnen verlaufen?“ Da sagte er: „Es hat niemals bei der russischen Armeeführung die geringste Anfrage stattgefunden“. Ich persönlich hatte den direkten Kontakt zu General Lebed, der im Panjir-Tal dreimal vermisst gemeldet worden ist. Er hat mir seine Erfahrungen geschildert. Da hätte man etwas lernen können. Aber man muss zugeben, in mancher Beziehung ist der amerikanische General McCain natürlich auch ein vernünftiger Mann. Er ist eine durchaus ehrenwerte Persönlichkeit. Mit ihm habe ich mich über Indochina unterhalten. Er wusste, dass ich im französischen Krieg gewesen war. Und er sagte: „Wir haben den großen Fehler begangen, dass wir die Franzosen nicht gefragt haben, wie man dort so einen Krieg führt, und wie man eventuell auch verliert.“ Das findet einfach nicht statt. Es sind Versäumnisse, die praktisch unverzeihlich sind.

Und im Übrigen: Das, was wir El Kaida nennen, sitzt inzwischen nicht mehr in Afghanistan. Wie wir jeden Tag hören, sind die Mitglieder in Nordpakistan, im Jemen, in Somalia. Sie brauchen auch keine riesigen Räume, um zu lernen, wie man mit dieser ganzen Technologie umgeht. Die wirklich große Gefahr ist, dass der amerikanische Krieg in Afghanistan, bevor er noch 2011 dem Ende zugeführt würde, auf Pakistan übergreift. Das sind 70 Millionen Menschen – und Muslims mit einer stark hysterischen Veranlagung –, die über die Atombombe verfügen. Das Rückgrat des pakistanischen Staates ist die Armee. General Musharraf war das geringere Übel. Aber er war nicht bereit, gegen seine Glaubensbrüder und Landsleute in den „tribal areas“ – in den Stammesgebieten – vorzugehen. Deshalb wurde er abgelöst, und der jetzige Präsident Zardari an die Spitze gesetzt. Er ist ein rechtskräftig verurteilter Verbrecher, der nur durch sein Präsidentenamt geschützt ist. Die schöne Benasir war auch nicht die liebe Frau, als die sie immer geschildert wurde. Aber der Mann gibt nun der pakistanischen Armee den Befehl, gegen diese Stämme an der Grenze vorzugehen. Das kann auf die Dauer nicht gut gehen. Sie machen sich ja dadurch zu Komplizen der amerikanischen Ungläubigen, einer fremden Macht.

Die wirkliche Gefahr, die uns droht, ist die pakistanische Bombe. Noch heute oder gestern habe ich in der „Herald Tribune“ dazu gelesen, die Kontrolle der Bombe sei Staatspräsident Zardari entzogen und dem Premierminister unterstellt worden. Beides stimmt natürlich nicht. Die wirkliche Kontrolle hat die Armee. Aber wenn die Armee sich spaltet – und sie wird nicht ewig Krieg führen können gegen ihre Stammesbrüder, gegen ihre Glaubensgenossen im Norden –, dann wissen wir nicht, in wessen Hände die Atombombe geraten kann. Die Atombombe wird erst gefährlich sein, wenn sie nicht mehr in den Händen einer Regierung ist. Die nordkoreanische Regierung achtet auch darauf, dass nichts passiert. Es wird erst gefährlich, wenn sie in die Hände von kriminell, religiös fanatisch oder ideologisch motivierten Verrückten gerät. Und diese Gefahr ist diejenige, die uns eventuell bevorsteht.

Sagen wir noch ein paar Worte zu den Taleban. Sie sollten einen deutlichen Unterschied machen zwischen den Taleban und das, was man El Kaida nennt – das kann man übersetzen als „Die Basis“. Das ist eine ganz lockere Organisation. Wenn die Marokkaner in Spanien ein Attentat verüben, nennen sie sich vielleicht „El Kaida“, aber die haben mit Osama bin Laden nichts zu tun. Osama bin Laden sitzt unter dem Schutz des Paschtunen-Gesetzes, des Paschtunwali, in einer gut beschützten Höhle und wird auch nicht ausgeliefert. Aber er hat keine Kommunikationsmöglichkeit. Er braucht nur ein Handy in die Hand zu nehmen, dann ist er von den Amerikanern geortet. Ihm bleibt also nur, sein Tonband zu besprechen, es auf ein Maultier zu binden und es zur nächsten Stadt zu schicken, von der aus es dann weiterbefördert wird. Direkte Befehlsmöglichkeiten gibt es für ihn auch nicht. Wir sollten, wenn wir von Terrorismus reden, auch nicht immer meinen, das sei alles in Afghanistan gebündelt. Als in London die Bomben explodierten, waren es muslimische Hindus mit britischer Staatsangehörigkeit und einer akademischen Ausbildung. Man hätte nie vermutet, dass ausgerechnet sie zu Attentätern würden. Sie interessierten sich nicht sehr für Osama bin Laden. So viel Ansehen genießen die Saudis nun auch wieder nicht.

Um zu den Taleban zu kommen: Wie sind die Taleban entstanden? Nachdem die Russen gezwungen gewesen waren, abzuziehen, hinterließen sie einen kommunistischen Diktator, Najibullah, der noch die Städte beherrschte. Drei Jahre lang immerhin. Ich bin zu der Zeit in Afghanistan gewesen, ich kann das beurteilen. Er hatte zwei kommunistische Parteien, die übrigens für die Emanzipation der Frauen viel mehr geleistet haben, als das, was unter dem jetzigen Regime und der NATO-Präsenz passiert. Er beherrschte also die Städte. Das Land schon lange nicht mehr. Drei Jahre lang hat er gegen die Taleban bzw. die Mudschaheddin – das sind verschiedene Fraktionen – Widerstand geleistet. Dann wurde er gestürzt und umgebracht und das Land fiel ins Chaos.

Und nun kommen wir zu einem Kapitel, das tragisch ist. Das amerikanische Bedürfnis – die Gier geradezu – nach dem Besitz des Erdöls und des Erdgases von Zentralasien. Sie hat die Präsidentschaft Bushs dazu geführt, mit allen Mitteln zu versuchen, eine Pipeline zu bauen, die am feindlich gesonnenen Iran, aber auch an Russland vorbei den Indischen Ozean erreicht. Sie verläuft zwischen den Taleban, unter denen sich der Amir Omar als Befehlshaber stilisierte, ohne einen Anspruch darauf zu haben, und der nebenan ansässigen gewaltigen amerikanischen Erdölfirma Unocall. Das Abkommen war bereits geschlossen worden, eine Pipeline durch ein Territorium über Herat nach Shindand in Richtung Pakistan zum Indischen Ozean zu bauen. Aber unter der Voraussetzung, dass die Taleban für Ruhe und Ordnung im Lande sorgen würden. Das hätte geklappt. Es herrschte ja Ruhe und Ordnung, wenn auch eine sehr harte. Dass da die Scharia durchgeführt wurde, dass Ehebrecherinnen gesteinigt wurden, dass sie es auch noch öffentlich machten, ändert nichts an der Tatsache, dass diese Gesetze auch heute noch in afghanischen Dörfern durchgeführt werden. Und dass unsere werten Freunde und Verbündeten, die Saudis, ebenfalls jeden Freitag nach dem Freitagsgebet ihre Hinrichtung hinter der Moschee in aller Öffentlichkeit vornehmen. Aber es nimmt keiner daran Anstoß.

Man wollte diese Ruhe in Afghanistan haben. Die Idee, die Taleban als Truppe aufzubauen, sie voll auszurüsten, stammt vom pakistanischen Geheimdienst. Eine Institution, die heute eine der großen Ungewissheiten in der Region darstellt. Ich war in Herat als dieser Blitzfeldzug der Taleban begann. Sie waren von einem Tag zum anderen in Herat und anschließend in Kabul. Seltsamerweise finden in Afghanistan bei der Eroberung immer Blitzfeldzüge statt. Die Russen hatten in drei Tagen das Land in ihre Hand gebracht, und die Amerikaner waren 2001 in einem übrigens sehr gut organisierten Feldzug auch bis Kandahar weit im Süden vorgestoßen und hatten das Land oberflächlich betrachtet unter Kontrolle gebracht.

Nach dem Taleban-Feldzug fuhr ich nach Teheran und habe die Perser gefragt, wie denn das möglich war, dass die so schnell in Herat waren, und weshalb der dortige Warlord, Ismail Khan, so schnell überrumpelt wurde? Die Antwort der Perser, die ihre Leute kennen, war: „He has been paid off“ – er ist rechtzeitig ausreichend bezahlt worden. Alles das spielt eine Rolle. Aber, unerträglich wurden die Taleban für die Amerikaner in dem Moment, in dem sich herausstellte, dass die El Kaida, diese Resttruppen, die gegen die Sowjetunion gekämpft hatten und sich jetzt gegen Amerika wandten, in Afghanistan eine Zuflucht hatten. Damals, nach den Anschlägen des 11. September, haben sich die Europäer solidarisch erklärt. Verständlicherweise. Wir schulden den Amerikanern ja doch Einiges. Sie haben sich solidarisch erklärt und zwar nicht nur wie die „Bild“-Zeitung, die damals schrieb: „Wir sind alle Amerikaner“, sondern auch wie die

französische Zeitung „Le Monde“, die in keiner Weise proamerikanisch ist, die schrieb: «Nous sont plus des americains».

Diese Solidarisierung mit Amerika war richtig. Was falsch war ist die Tatsache, dass man sich auf den Artikel 5 des NATO-Vertrages berufen hat. Dieser Artikel bezieht sich aber praktisch auf eine Verwicklung in einen Krieg – das Wort, das man heute nicht in den Mund zu nehmen wagt. Nach diesem Artikel 5 führen wir Krieg. Ja, aber gegen was? „Gegen den internationalen Terrorismus!“ Ich zitiere in diesem Zusammenhang immer gerne Amerikaner und zwar genauer gesagt den Sicherheitsberater des früheren Präsidenten Jimmy Carter, Brzezinski, einen der klügsten Leute in den USA. Er hat gesagt: „Der Terrorismus ist kein definierter Gegner, sondern der Terrorismus ist eine Art und Weise der Schwächeren, Krieg zu führen.“ Man kann aber nicht eine Kriegführung bekämpfen, man muss schon einen soliden Gegner haben. Unter Bush hat sich das allmählich weiterentwickelt. Er hat das Gespenst „Islamofaschismus“ beschworen, und aus dem Krieg gegen den Terror wurde dann auf diese Weise ein bisschen der Krieg gegen den militanten, revolutionären Islam. Und es gibt viele islamische Länder, in denen Grund besteht, eine Revolution zu unternehmen.

An diesem Punkt verwickeln wir uns in die eigenen Lügen, in die eigene Heuchelei. Wir reden von Demokratie und freien Wahlen. In Saudi-Arabien ist nicht die Rede davon. In Ägypten lässt sich Präsident Mubarak seit dreißig Jahren mit 92 Prozent oder 97 Prozent wiederwählen. Nicht Saddam Hussein war der wirkliche internationale Verbrecher in der Position eines Staatsoberhauptes, sondern Libyens Muammar Al-Gaddafi. Und dem baut man ein Zelt im Garten des Elysée-Palastes. Zu dem pilgern unsere Minister, während er in der arabischen Welt im Grunde ziemlich verachtet ist. Aber dadurch verliert man natürlich jede Glaubwürdigkeit.

Falls wirklich einmal einem Regime die Panne unterläuft, ehrliche Wahlen zuzulassen, dann wird bei einem nicht genehmen Wahlausgang eiligst geputscht. Wie beispielsweise in Algerien. Dort hatte die Offiziersdiktatur, die dort seit der Verhaftung Ben Bellas – somit praktisch seit der Unabhängigkeit des Staats – an der Macht ist, in völliger Verkennung der Lage, freie Wahlen zugelassen. Es gab eine arme, relativ harmlose islamische Partei. Die hatte nie ein einziges Attentat zu verantworten. Sie tat sich vor allem durch Sozialarbeit hervor. Und diese „Front Islamique du Salut“ (FIS), die „jibhat-el-islamiya lil inqadh“, die „Islamische Heilsfront“, errang auf einmal die Mehrheit der Stimmen. Auch in diesem Fall wurde geputscht. Da hat sich im Westen aber kein Mensch aufgeregt. Man war vielmehr erlöst, dass nicht ein islamisches Regime in Algerien an die Macht kam. Und ähnlich war es ja auch in Palästina. Die Israeli verfügen über den berühmten Inlandgeheimdienst „Shin Bet“. Sie haben ihre Agenten

überall im Gaza-Streifen und die Strukturen des palästinensischen Widerstandes völlig durchdrungen. Ich begreife bis heute nicht, wie sie zu dem Entschluss kamen: „Wir veranstalten Wahlen bei den Palästinensern, und wir lassen sogar internationale Beobachter zu.“ Es geschah in der Hoffnung, dass sich gemäßigte PLO-Richtung durchsetzen würde. Also: Die Wahl war ehrlich. Wer wurde gewählt? Die Hamas! Die Hamas, die im Gegensatz zur total korrupten PLO, deren Vertreter man „die Tunesier“ nennt, weil sie so lange dort im Exil gewesen waren, Sozialarbeit gemacht hat, sich um die Witwen und Waisen gekümmert, Krankenhäuser, Schulen gebaut hat. Als sie zur verbrecherischen Organisation erklärt wurde, hat sie dann natürlich auch zum Mittel des Terrorismus gegriffen. Aber es ist kein neuer Staat in der Geschichte entstanden, ohne Anwendung von Mitteln, die wir heute als Terrorismus bezeichnen würden.

Kurzum, ich habe schon lange genug geredet. Ich befürchte, dass ich Ihre Geduld überstrapaziere. Ich möchte gerne Fragen beantworten. Ich lerne dabei ja auch Einiges. Aber, was zum Beispiel noch interessant ist: die Rolle der Afghanen zu relativieren. Es gibt ein paar deutsche Konvertiten. Junge Leute, die zum Islam übergetreten sind, die sich in Pakistan eingefunden haben, um auf Seiten der El Kaida, wenn man es so nennen will, mitzukämpfen. Aber, in was für Camps sind sie? Das sind keine afghanischen Camps, das sind auch keine saudischen. Das sind usbekische Camps. Und das ist das Interessante. Sie wissen, dass nach der Auflösung der Sowjetunion die zentralasiatischen Sowjetrepubliken, die überwiegend muslimisch sind, unabhängige Staaten wurden. Die führenden Parteisekretäre wurden mit einem Schlag von Kommunisten und Mitgliedern der KPdSU zu Sultanen und Emiren, die versuchten, einen kontrollierten Islam zu installieren. Und diese Leute fühlten sich natürlich jetzt bedroht. Denn sie befürchteten, dass – man könnte es geradezu eine Wellenbewegung nennen – insbesondere von Usbekistan, aber auch von manchen anderen Teilen aus, wie beispielsweise Tadschikistan, das 60 Kilometer von Kundus entfernt ist, eine weitere Penetration des Islam in andere Gebiete hinein eingeleitet wird.

Mit den Russen kann man sehr offen darüber reden: Innerhalb der Grenzen Russlands, nicht der alten Sowjetunion, der heutigen russischen Föderation, leben 20 bis 25 Millionen Muslime – und Russland zählt insgesamt nur 140 Millionen Einwohner. Sie leben nicht nur im Kaukasus, wovon man ja spricht, sondern auch im Ural, im Baschkortostan – also Baschkirien, sagte man früher – oder in Tatarstan, in der Mittleren Wolga, in Kazan. Und für mich ist es geradezu ein Symbol gewesen, dass in Kazan, wo Ivan der Schreckliche, Ivan IV., das sogenannte Tatarenjoch gebrochen hat, nämlich die Herrschaft der muslimischen Mongolen und Tataren über das europäische Russland, sich dort heute die gewaltige Kuppel einer Moschee über den goldenen Kuppeln der russisch-orthodoxen Kirche, die Ivan der Schreckliche hat erbauen lassen, wölbt. Als ich

den dortigen Imam fragte, wo er seine Ausbildung bekommen hatte, konnte ich meine russischen Freunde mit der Antwort überraschen, dass er ausgerechnet in Medina, also in Saudi-Arabien und somit bei den Wahhabiten, seine Lehre durchgemacht hatte.

Man wirft Obama gelegentlich vor, dass er doch zu nachgiebig in Kontakten mit den potentiellen Feinden sei, insbesondere auch gegenüber Russland. Aber es hat sich eben vieles geändert. Früher kam der Nachschub für die Amerikaner, für die NATO-Truppen, durch Pakistan. 10.000 Lastwagen pro Tag. Sie können sich vorstellen, was das kostet. Das ist aber heute nur noch im geringen Maße möglich. Am Khyber-Pass finden Anschläge statt. Der Nachschub geht jetzt über die GUS-Staaten. Also durch besagte ehemalige Sowjetrepubliken in Zentralasien. Und über russisches Gebiet. Über russische Eisenbahnen und russischen Luftraum. Die deutsche Verpflegung kommt schon längst über Termes in Usbekistan. Die Deutschen benutzen sowieso diese russischen Linien. Und deshalb kann man nicht mehr gegen die Russen Front machen. Es kommt noch etwas anderes hinzu. Die Russen haben erkannt: Wenn Afghanistan radikal islamisch wird, kann das nicht nur auf die GUS-Staaten überspringen, sondern möglicherweise auch auf ihre autonomen Republiken in Russland selbst. Es hat einmal ein deutscher Verteidigungsminister gesagt: „Deutschland wird am Hindukusch verteidigt“ – Russland wird am Hindukusch verteidigt! Russland hat also größtes Interesse, dass die NATO dort bleibt. Es kommt natürlich auch eine gewisse Schadenfreude darüber hinzu, dass die Amerikaner sich in eine Position versetzt haben, in der sie selbst einmal saßen. Ich glaube allerdings, das ist sogar das geringere Motiv. Aber das erklärt zum Beispiel auch Äußerungen des russischen Präsidenten Medwedjew, wenn er vorschlägt, nicht der NATO beizutreten, aber die OSZE von Vancouver bis Wladiwostok auszudehnen.

Russland und Amerika sind ja beide durch die gleichen Kräfte bedroht. Ich werde im nächsten Vortrag noch ausführlicher drauf zu sprechen kommen. Das ist der revolutionäre Islam einerseits und die neue Weltmacht China andererseits. Als ich in Russland mit dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Ivanow zusammentraf, der, wie er selber sagt, alter hoher KGB-Funktionär im Ausland ist, da wurde von einem deutschen Journalisten die Frage gestellt: „Will denn Russland eventuell der NATO oder der Europäischen Union beitreten?“ Und die Antwort war: „Wir möchten doch im Ernstfall unseren deutschen Freunden nicht zumuten, dass sie Russland gegen Nordkorea verteidigen.“ Gemeint war natürlich China.

Aber so weit sind wir noch nicht. Das wirkliche Problem, das alle beschäftigt, zu dem in Deutschland aber eine völlig stupide Haltung eingenommen wird, ist die neue Weltmacht China. Das ist die Priorität Russlands, das ist die Priorität für

Amerika. Für Amerika vor allem. Die Amerikaner haben nämlich die Statistik – und das können Sie überall lesen – angesehen: In 20 Jahren haben die Chinesen die Amerikaner in manchen Beziehungen überholt. Die Europäer haben eine seltsame Furcht vor den Chinesen. Ich will jetzt nicht darauf eingehen. Das ist das Thema des nächsten Vortrags. Ich will nur darauf verweisen, dass heute ein Leitartikel in der „Herald Tribune“ über die deutsche Angst vor China steht. Angst auf Deutsch geschrieben. Aber das sind die Torheiten einer Regierung, die weder zu einer Außenpolitik noch zu einer Strategie fähig ist, und im Hinblick auf Europa eine Ausweitung vorgenommen hat, die nur zu einer Zersplitterung, zu einem „overstretch“ wie die Amerikaner sagen, führen kann.

Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.

Prof. Dr. Peter Scholl-Latour

Das Ende der weißen Weltherrschaft

Abschrift des in freier Rede gehaltenen Vortrags

Magnifizienz, meine sehr verehrten Damen, meine Herren,

die einleitende Rede, in der auch mein Lebenslauf erwähnt wurde, hat mich mit Schrecken daran erinnert, dass ich in einer unvorsichtigen Stunde einen Vertrag unterzeichnet habe, auch eine Autobiografie zu schreiben, an die ich heran gehen muss. Aber das werde ich noch etwas vor mir herschieben.

Um zum Thema des heutigen Abends zu kommen: Als ich Kind war, sah die Landkarte der Welt noch ganz anders aus. Die Welt war praktisch von Europa beherrscht. Das britische Imperium bildete überall eine riesige Fläche, es gab das Empire Coloniale Française, es gab die riesige Sowjetunion. Die Vereinigten Staaten existierten zwischen Pazifik und Atlantik. Während des Krieges ging ein Scherz um (es wurde auch im Dritten Reich gelegentlich gescherzt). Ein Bäuerlein stand vor einem Atlanten, auf dem die Aufteilung der Welt und die verschiedenen Kriegsgegner Deutschlands zu sehen waren, und fragte: „Wo ist denn das Großdeutsche Reich?“ Und man zeigte ihm einen Flecken, der knallrot unterstrichen, aber doch sehr klein war. Und er fragte: „Weiß der Führer das eigentlich?“

Binnen kurzer Frist hat sich die Landkarte völlig verändert. Sie hat sich reduziert. Wir leben – die weiße Menschheit lebt – heute in einer Atmosphäre der Abdankung und des allmählichen Verzichts. Das ist nicht auf den Terrorismus zurück zu führen, der weit übertrieben wird. Mit Terrorismus kann man leben, und die terroristischen Anschläge, die stattgefunden haben, sind in der Zahl auch gar nicht so gewaltig. Dass das Attentat auf das World Trade Center von 9/11 einen solchen historischen Einschnitt signalisieren würde, hätte ja nor-

malerweise niemand angenommen. Es war auch ein Stück Hysterie dabei im Spiel. Und wenn jetzt nach längerer Zeit wieder einmal ein Attentat an Bord eines amerikanischen Flugzeuges, das in Richtung USA flog, versucht wurde, und das auch noch danebengegangen ist, sieht man, wie begrenzt die Möglichkeiten der Terroristen sind, und dass das World Trade Center ein Ausnahmefall gewesen ist. Wie man auch fälschlicherweise sämtliche Attentate, ob sie nun in London, in Madrid oder in Bali stattfanden, immer wieder auf das sogenannte „Terrornetzwerk El Kaida“ zurückführt. Diese zentrale Lenkung kann es gar nicht geben. Osama bin Laden, der als der Leiter des allgemeinen Terrors dargestellt wird, sitzt in einer Höhle – wahrscheinlich im nordpakistanischen Gebiet – und kommuniziert daraus nicht einmal mit einem Mobiltelefon. Er würde sofort durch die amerikanischen Geheimdienste geortet. Er muss sich wahrscheinlich eines Maultieres bedienen, um seine Ton- oder Filmbänder nach außen zu transportieren.

Was die Welt unweigerlich verändert, ist die Demografie. Das ist die große Welle, die auf uns zu kommt. Man mag das als Bedrohung oder als Bereicherung betrachten. Die Diskussion ist offen. Ich überlasse das jedem selbst. Als ich zum ersten Mal den Irak besuchte – 1951 –, hatte das Land noch fünf Millionen Einwohner. Heute zählt es mehr als 25 Millionen. Als ich das erste Mal nach Algerien ging – 1953 –, lebten dort acht Millionen muslimische Araber und Berber. Heute sind es über 30. Und diese Zahlen bewegen sich auf der ganzen Welt um Europa herum ähnlich, während die Bevölkerung Europas praktisch stagniert hat. Wenn in den Vereinigten Staaten die Zahl der Einwohner seit meiner Jugendzeit immerhin von 140, 150 Millionen auf 240 Millionen angestiegen ist, so nicht aufgrund einer besonders starken Natalität – obwohl sie stärker ist als bei uns –, sondern aufgrund einer Immigration vor allem aus Lateinamerika, die nicht nur als rein europäisch betrachtet werden kann. Es ist vor allem eine Mestizen-Bevölkerung, Mischlinge von Indios und Spaniern, was den Charakter der USA übrigens zutiefst verändern wird. In meinen jungen Jahren redete man noch von Russland mit der Furcht vor einer russischen Dampfwalze, die sich auf uns zu bewegen könnte. Heute muss man feststellen, dass Russland, nachdem es seine früheren Sowjetrepubliken und sogar manches Kerngebiet zwischen Smolensk und Wladiwostok in Europa verloren hat, nur von 140 Millionen Menschen bewohnt ist. So viele wie in Frankreich und Deutschland zusammen. Und darunter befinden sich ca. 20 bis 25 Millionen Muslime, meist Turkvölker, deren Loyalität gegenüber dem Staat fragwürdig ist.

Das Eigenartige ist – das habe ich auf der Insel Osttimor festgestellt –, dass die Periode der europäischen Weltherrschaft im Grunde genau 500 Jahre gedauert hat. Vor 500 Jahren sind die Portugiesen in Osttimor gelandet. Nicht nur dort. Aber mit der Entdeckung der Welt durch die Portugiesen, besungen durch den Dichter Camões in seinen Lusiaden, hat eine Expansion ohne gleichen begon-

nen, die auch zu einem gewaltigen Bevölkerungsschub geführt hat, der Nordamerika sowie Australien und Neuseeland zu weißen Kontinenten gemacht hat, und der ganz Sibirien einem europäischen Staatsgebilde eingeordnet hat. Die Herrschaft Großbritanniens war sehr weitreichend, nachdem Frankreich an den Rand gedrängt worden war. Das lag daran, dass Frankreich immer Land- und Seekriege zugleich führen musste, während Großbritannien sich auf die überseeische Expansion konzentrieren konnte. Das konnte man für die Franzosen am tragischsten in Nordamerika feststellen. Was Großbritannien betrifft, so konnte man zu Beginn des vorvergangenen Jahrhunderts, oder beinahe noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, den Spruch der britischen Flotte unterstreichen. Da steckte man die Hand ins Wasser und sagte: „Tastes salty, must be British – Schmeckt salzig, muss britisch sein“. Davon sind wir natürlich weit abgekommen. Aber Großbritannien hat es verstanden, seinen endgültigen Abtritt von der Weltbühne in Honkong noch einmal in einer Form zu zelebrieren, mit einer Glorie im Abgang trotz allem, die man sich bei uns bei nationalen großen Feierlichkeiten gelegentlich auch wünschen würde.

Aber woran ist diese europäische Herrschaft des weißen Mannes gescheitert? Sie ist auf Kulturen, auf Zivilisationen gestoßen, die auch vor dieser europäischen Expansion bestanden und wieder an Kraft gewonnen haben. Es ist ein eigenartiges Phänomen, dass sich praktisch jeder europäische Staat eine Zeitlang als Weltmacht, als Großmacht gebärdet hat. Denken wir nur an Schweden, das dabei war, Russland zu erobern und erst in der Schlacht von Poltawa unter Karl XII. endgültig besiegt wurde. Oder denken Sie an Litauen, das als Großherzogtum zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer weiteste Gebiete beherrschte. Und denken wir sogar an die Schweizer Söldnerheere, vor denen die Monarchen Europas zitterten, und die den Ausschlag gegeben haben für den Sieg Frankreichs über das Herzogtum Burgund unter Ludwig XI. und Karl dem Kühnen. Auf die Portugiesen folgten die Spanier. Die Rivalität zwischen den beiden iberischen Staaten war so flagrant, dass der damalige Borgia-Papst, Alexander VI., die Welt zwischen Portugal und Spanien in zwei Hälften aufteilte. Nun, Spanien hat die Oberhand behalten. Aber dann hieß es immer noch im Hause Habsburg: „Alles Erdreich ist Österreich untertan“, oder auf lateinisch: „Austria est imperari orbi universo“. Das hat natürlich ein Selbstbewusstsein bei den jeweiligen europäischen Völkern hinterlassen, das die heutige Einigung des Kontinents ungeheuer erschwert.

Die Kolonisation ist im Rückblick – vor allem in unseren Tagen – oft heruntergeredet und verächtlich gemacht worden. Ich habe die letzten Kolonialreiche noch erlebt, auch das Britische Empire und das französische Kolonialreich. Und ich muss ehrlich sagen, dass dort trotz allem eine gewaltige zivilisatorische Leistung vollbracht worden ist. Bei aller Härte, die damit verbunden ist. Auch das Römische Reich, dem wir sehr Vieles verdanken, ist ja nicht mild mit den unter-

worfenen Völkern umgegangen, und trotzdem sind wir froh, dass die römische Kultur, vor allem die römische Rechtsprechung, auf uns übergegangen ist. Die Europäer lebten deshalb noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchaus in dem Gefühl, eine humanitäre und auch eine religiöse Mission durch die Verbreitung des Christentums zu erfüllen. Was natürlich vor allem bei den Spaniern und Portugiesen eine große Rolle gespielt hat. Das nannte Rudyard Kipling, der Barde des britischen Imperialismus, „die Bürde des weißen Mannes“. Wobei sich dann die Frage nach der Definition stellt: wer ist „der weiße Mann“?

Der Ausdruck „weißer Mann“ ist ja heute verpönt. Und das berührt einen seltsam. Bei der Einwanderung in die USA bezeichnete man früher einen Europäer als „Caucasian – Kaukasier“. In Europa herrschte sehr lange Zeit der Begriff der „Indoeuropäer“ vor. In Deutschland sprach man von „Indogermanen“, das heißt, von einer sprachlichen Gemeinschaft, die von Indien bis zum Atlantik reichte – und die es ja tatsächlich gibt, wenn wir linguistisch die Wurzeln dieser Sprachen erforschen. Es ist zum Beispiel in Indien in gehobenen Kasten heute noch üblich, bei der Geburt eines Kindes zu fragen: „Is he fair? – Ist er hellhäutig?“ Diese Hellhäutigkeit hat also immer noch eine gewisse Wertigkeit. Sie existiert sogar in China, wo die chinesischen Schönen – und es gibt eine ganze Menge davon – niemals bei Tage im Meer baden gehen, sondern die Dämmerung abwarten, damit ihre elfenbeinfarbene Haut nicht dunkel getönt wird. Wenn man nach Afghanistan kommt, berührt es einen besonders erheitend, wenn man als Deutscher vom Dorfältesten in jedem Dorf mit den Worten begrüßt wird: „Unsere Völker stehen sich einander so nah, wir sind ja beide Arier“. Das Wort „Arier“ kommt aus dem Begriff „Iran“. Es geht auch zurück auf die zarathustrische Lehre. Und im Iran hat man so sehr das Bewusstsein dieses „Ariertums“ bewahrt, dass der Schah von Persien den Titel „Arier-Mehra – Leuchte der Arier“ trug. Aber eine wirkliche Definition des „weißen Mannes“ ist nicht festzustellen. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass viele Araber – vor allem die Palästinenser – die Juden, die aus der arischen Welt ausgegrenzt wurden, als eine Vorhut des „weißen Imperialismus“ betrachten.

Aber gehen wir zu der heutigen Situation über, die uns bedrängt. Wir sind eine Minderheit geworden. Und wir haben Kräfte geweckt, denen der „weiße Mann“ – wenn man so sagen will – nicht mehr gewachsen ist. Es hat die Selbstzerfleischung der beiden Weltkriege gegeben. Und der Kalte Krieg zwischen den Russen und Amerikanern, der sich daraufhin anschloss, hat diese Schwächung der Position des „weißen Mannes“ fortgesetzt. Noch unter George W. Bush hat Amerika mit der NATO und gestützt auch auf die Europäische Union eine Politik der Expansion auf Kosten der früheren russischen Besitzungen nach Osten hin betrieben. Wenn man an Kiew denkt, Muster der sowjetischen Städte; sie ist heute die Hauptstadt der unabhängigen Ukraine. Von den baltischen Staaten aus, die der NATO und der Europäischen Union integriert sind, kann man

mit den AWACS-Flugzeugen ohne Weiteres das russische Territorium weit über St. Petersburg hinaus erblicken. Und vor allem: Es entstand ein „Great Game“, wie man im 19. Jahrhundert gesagt hat, als Großbritannien und Russland sich noch um den Einfluss in Zentralasien stritten, und Russland den Zugang zu Indien über Afghanistan suchte. Diese Rivalität hat sich fortgesetzt in der Rivalität zwischen Amerika und der Sowjetunion und später – nach der Auflösung der Sowjetunion – Russland, indem Amerika versucht hat, sich die Energiereichtümer Zentralasiens – Erdöl und Erdgas – anzueignen, und der Krieg um die Pipelines begann. Denken wir an Georgien. Denken wir aber auch an Afghanistan. Ich will jetzt nicht ins Detail gehen, aber auch Afghanistan hat einen Ursprung, der nach Erdöl riecht.

Diese Auseinandersetzungen haben natürlich zu einer Schwächung geführt, die anderen Kräften zugute gekommen ist. Wir haben heute die Situation, dass Amerika zwar in die Fußstapfen der europäischen Weltherrschaft getreten ist, diese Weltherrschaft etwa 50 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ausführte, heute jedoch seine Position ins Wanken geraten ist. Den Höhepunkt hatte die USA ungefähr im Jahre 1991 erreicht. Damals war die Sowjetunion auseinandergebrochen. Die arabische Welt hatte sich im Krieg gegen Saddam Hussein teilweise um Amerika geschart. Selbst syrische Truppen standen innerhalb der UNO-Koalition, die Saddam Hussein unter George Bush I., der den Krieg dann rechtzeitig nach 100 Stunden Bodenkrieg beendete, zu Fall bringen wollte. China war noch geschwächt durch die Folgen der Kulturrevolution und jene Ereignisse vom „Platz des Himmlischen Friedens“, die einen ganz entscheidenden Einschnitt in der chinesischen Geschichte bedeutet haben. Europa selbst spielte zu diesem Zeitpunkt schon keine Rolle mehr; eine immer kleinere Rolle seltsamerweise, in dem Maße wie es sich vergrößerte. Wie ja überhaupt die Schwäche der Imperien in ihrer späten Phase darin besteht, dass sie dem „overstretch“, der übertriebenen Ausdehnung, erliegen.

Kommen wir auf die jüngere Vergangenheit zurück, als Europa noch das führende Leitbild für die außereuropäischen Nationen war. Als Atatürk die moderne Türkei, die aus den Trümmern des Osmanischen Reichs hervorgegangen ist, noch ganz auf Europa ausrichtete und sagte: „Es gibt nur eine Zivilisation, das ist europäische Zivilisation“. Das Wort „Zivilisation“ hat er im französischen Sinne als das, was wir „Kultur“ nennen wahrgenommen. Das ist heute nicht mehr vorstellbar. Wir erleben in der Türkei stattdessen einerseits eine gewisse Rückwendung zu den Traditionen des Osmanischen Reiches, das wieder großes Ansehen genießt, und andererseits auch eine Re-Islamisierung, die unbeschreibbar ist, und die wir ja auch hier zu spüren bekommen. Ich will gar kein Urteil darüber abgeben. Erstaunlich ist immerhin gewesen, dass der erste wirklich geistige Einbruch Europas in die islamische Welt mit Napoleon erfolgte. Durch seinen Feldzug in Ägypten. Und dass als Folge der französischen Aufklärung, die

natürlich nicht mit den französischen Truppen, aber mit der Gruppe französischer Gelehrter, die Napoleon begleiteten und die die Ägyptologie begründeten, dort in Ägypten der erste moderne arabische Staat unter Mehmet Ali geschaffen wurde. Dieser Staat hat immerhin bis unsere Tage, bis zum Putsch ägyptischer Offiziere unter Gamal Abdel Nasser, überdauert.

Der Glaube, dass aus Europa die Erneuerung kommen würde, wurde in der arabischen, in der islamischen Welt, auch später noch weiter gepflegt. Der erste Präsident der algerischen Exilregierung hat noch in seinen jungen Jahren geschrieben: „Ich habe die algerische Nation in der Geschichte gesucht – ich habe sie nicht gefunden“. Er hatte praktisch die Assimilation an Frankreich akzeptiert. Aber ebenso der ägyptische Präsident Gamal Abdel Nasser, der wirklich ein Prestige über Ägypten hinaus vom Persischen Golf bis nach Marokko genoss. Der als einziger die Sympathie und die Bewunderung der gesamten arabischen Nation, der arabischen Umma, für sich gewonnen hatte. Ein Begriff, der übrigens in keiner Weise islamisch ist. Denn der Islam kennt nur eine Umma: das ist „Umma al-islamija“, die islamische Gemeinschaft. Und jede Nation, die dort entstehen würde, jede Umma, die sich davon unterscheiden würde, wäre schon ein Verstoß gegen die wahre Lehre.

Gamal Abdel Nasser war zwar ein Repräsentant dieses arabischen Nationalismus westlicher Prägung, aber er war auch die Gegenfigur zu Europa. Er hat Ägypten von der Bevormundung durch Großbritannien emanzipiert. Er hat den Suez-Kanal verstaatlicht. Er hat die beiden bisherigen großen europäischen Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich 1956 bei dem Unternehmen von Suez gedemütigt, als unsinnigerweise Franzosen und Briten im Verbund mit Israel versucht haben, Nasser und den ägyptischen Staat aus den Fugen zu heben. Es ist ihnen nicht gelungen, weil in diesem Moment schon andere große Mitspieler da waren, die eine unberechenbare und chaotische Entwicklung im Nahen Osten verhindern wollten. Das waren die USA und die Sowjetunion. Zwischen Chruschtschow und Eisenhower wurde damals vereinbart, dass diesem unsinnigen Unternehmen von Suez ein schnelles Ende zu setzen sei. Deshalb stand Gamal Abdel Nasser damals, obwohl seine Truppe kaum Widerstand geleistet hat, als der große Held da.

Die Wende in der arabischen Welt ist im Jahre 1967 eingetreten, als die vereinigten Kräfte der arabischen Nationen – und sie waren praktisch alle daran beteiligt: die Syrer und die Ägypter, die Jordanier und die Iraker – in einem sechstägigen Krieg durch den winzigen Staat Israel total besiegt wurden. Dieser Schmach hat sich zutiefst eingegraben in die arabische Mentalität. Nasser war immerhin der Repräsentant europäischer Aufklärungsideen – obwohl er Europa bekämpfte. Er wollte einen modernen Staat, eine Industrialisierung Ägyptens schaffen. Er hatte ein sehr lockeres Verhältnis zum Islam. Er hatte die Muslimbrüder, die damals im Entstehen waren und die gegen ihn komplottierten, auf

grausamste Weise ausgeschaltet. Er hatte eine Modernisierung des Geisteslebens, auch weitgehend eine Laizisierung, vorgenommen. Nicht in dem Maße wie Atatürk in der Türkei, aber immerhin war auch er mit seinem Nationsbegriff ein Anhänger europäischer Ideen. Und als dann dieser arabische Nationalismus mit seiner gewaltigen Übermacht gegenüber dem winzigen Staat Israel geradezu apokalyptisch scheiterte, kam der Gedanke auf, dass man doch in der arabisch-muslimischen Welt wohl den falschen Weg eingeschlagen hatte. Der Ruf kam auf, dass nicht Europa die Lösung bieten könnte mit seiner Modernität, seinen Vorstellungen, seiner Aufklärung und seinen anders gelegenen Sitten, sondern, dass der Islam sie bringen würde. Der Ruf kam auf: „Al-Islam hu al-Hall – Der Islam ist die Lösung“. Und seitdem hat sich diese Idee weiter verpflanzt. Aber wir sollten bei diesem Aufbegehren des Islam, von dem wir alle berührt sind, auch nicht in falsche Vorstellungen einer zwangsläufigen Unterlegenheit geraten.

Es gibt 1,3 Milliarden Muslime, die aufgrund unzähliger Unterschiedlichkeiten, unterschiedlicher Interpretationen des Islam keine homogene Einheit bilden. Wir kennen vor allem die Unterschiede zwischen Sunniten und Schiiten. Aber es gibt die Alewiten der Türkei, die Alawiten in Syrien und es gibt die verschiedenen Tariqas. Es gibt jede Form von Sufi-Bewegung. Wir sehen es ja, wie schwer wir unsere eigenen türkischen Mitbürger hier unter eine gemeinsame Organisation bringen. Diese islamische Welt ist zutiefst gespalten, aber sie findet in gewissen Momenten doch wieder zusammen. Und das einigende Element ist immer wieder – und das wird auch immer wieder zitiert und immer wieder benutzt – die Existenz des Staates Israel. Darüber soll man sich nicht hinwegtäuschen. Das schafft einen ständigen Zustand der Reibung. Von arabischer Seite wird natürlich gesagt: Der Staat Israel existiert zwar jetzt schon beinahe 60 Jahre, aber die Kreuzritter sind 200 Jahre im Orient geblieben. Die Kreuzritter, die übrigens ein Verhältnis zur arabischen Bevölkerung gefunden hatten, das gar nicht so grauenvoll war, wie es im Nachhinein geschildert wurde.

Als es später dann zur Chomeini-Revolution im Iran gekommen ist, die ich aus unmittelbarer Nähe miterlebt habe, so war das eine mystische Bewegung, die aber allein das Schiitentum betraf. Es wurde kurz erwähnt, dass ich mit Chomeini im Flugzeug von Paris nach Teheran war. Was die Wenigsten wissen, dass Chomeini, nachdem wir ihn während seines Morgengebets hatten filmen dürfen, mir durch seinen Mitarbeiter und Verwandten Tabatabai, der auch heute noch ein Freund ist, eine Mappe überreichen ließ mit der Anweisung, sie zu verstecken, falls Chomeini, was durchaus möglich war, bei der Ankunft durch Anhänger des Schah gefangen genommen oder getötet würde, sie aber sofort zurück zu geben an den Imam, wie man Chomeini nannte, falls die Massen ihm zujubeln würden. Es standen mindestens zwei Millionen da und jubelten ihm in einem unglaublichen Taumel zu. Also habe ich die Mappe zurück gegeben. Acht Monate später wurde mir dann gesagt, dass es die Verfassung der Islamischen Republik Iran gewesen war. Ich war also zwei Stunden lang der Wächter der Verfassung.

Das Bezeichnende dieser Verfassung ist der Artikel 5. Er ist der entscheidende Artikel. An ihm sieht man, wie die intellektuellen und geistigen Unterschiede zwischen Orient und Okzident doch weiterhin bestehen. Denn dieser Artikel bezieht sich auf den verborgenen Imam. In der schiitischen Lehre gibt es zwölf Imame, Nachkommen des Propheten, Nachkommen seiner Tochter Fatima. Diese sind alle umgebracht worden. Artikel 5 besagt, dass der letzte Imam Mahdi, der – von seinen Häschern verfolgt – als Kind plötzlich in die Okkultation, in die Verborgenheit entrückt wurde, von dort aus die Welt regiert. Auf Erden würde ein Faqih, ein Rechtsgelehrter, gewissermaßen als Statthalter, als Wali des Propheten, des verborgenen Imam, die Welt regieren. Er wäre vom Volk anerkannt und mit den Tugenden gesegnet, wie es Chomeini war. Bis zu dem Tag, an dem der Imam Mahdi wie ein Messias zurückkehren würde.

Also ist die Mystik gewissermaßen in die tägliche Politik eingebaut. Und die Schiiten stellen 15 Prozent der gesamten islamischen Bevölkerung weltweit, konzentriert allerdings zwischen der Westgrenze Afghanistans und dem Mittelmeer. Dort bilden sie die Mehrheit, mit dem Iran, wo sie 90 Prozent, dem Irak, wo sie 65 Prozent und dem Libanon, wo sie ungefähr die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Das Schiitentum ist also in der Gegend das beherrschende Element geworden. Ich will jetzt nicht über die Veränderungen sprechen, die sich im Moment im Iran vollziehen. Sie sind tiefgreifend. Was aber nichts daran ändern wird, dass der iranische und auch der schiitische Einfluss im Nahen und Mittleren Osten völlig neue Bedingungen schaffen wird, die wir in der deutschen Politik überhaupt noch nicht wahrgenommen haben, und mit denen die Amerikaner sich extrem schwer tun.

Ich will nun aber auf einen anderen Aspekt eingehen – ich will mich nicht in theologischen Betrachtungen des Islam verlieren. Wir würden damit den Abend füllen, und ich stehe ja auch noch für Fragen zur Verfügung. Heute sieht man Ansätze zu einer Entwicklung, die durch den Islam angestoßen wurde. Durch die jeweilige Bedrohung entstand eine gewisse Komplizenschaft zwischen Russen und Amerikanern. Dass die Amerikaner durch den Islam bedrängt sind, das sehen wir ja heute. Nicht der Terrorismus, wie wir sagen, ist die Gefahr. Die Unfähigkeit, ein Attentat technisch zu vollziehen, hat sich ja erst kürzlich noch erwiesen. Es ist also nicht so sehr die geballte Macht des Islam, die uns bedroht. Aber es ist die Tatsache, dass Amerika von einem Punkt zum anderen greifen muss; dass nach dem Engagement im Libanon, nach einem gescheiterten Engagement in Somalia, nach dem verheerenden Engagement im Irak, das in keiner Weise beendet ist, sich jetzt der afghanische Krieg aufheizt und gleichzeitig im Jemen die Anarchie droht, die bereits Somalia voll ergriffen hat.

Der letzte Attentäter – auch wenn er nichts zustande gebracht hat – kam aus Nigeria. Das zeigt, dass im Norden Nigerias, der rein muslimisch bevölkert ist, und wo man die koranische Gesetzgebung mit äußerster Strenge eingeführt hat,

ebenfalls revolutionäre Kräfte bereitstehen. Und wenn der französische Präsident Sarkozy mit seiner Mittelmeerunion auch ein wenig glaubwürdiges Gebilde anbietet – wie könnte man Israel in einen Verbund mit den arabischen Staaten hineinbringen, die ja untereinander verfeindet sind; Algerien befindet sich praktisch noch immer im Kriegszustand mit Marokko um die frühere spanische Sahara –, so birgt dieses Mittelmeer für uns doch eine ganz unmittelbare Bedrohung oder zumindest Belastung. Auch durch die ständige Immigration, die von dort ausgeht. Das sollte uns viel mehr beschäftigen, als das ferne zentralasiatische Gebirge des Hindukusch, wo angeblich Deutschland verteidigt wird.

Der Islam bedroht Russland natürlich noch in einem stärkeren Maße als Europa. Und so ist ein seltsamer Wandel passiert, den die Wenigsten wahrgenommen haben. Neuerdings befürwortet Russland sowohl durch seinen Botschafter bei den Vereinten Nationen als auch durch den Befehlshaber der Militärregion Moskau, den früheren Oberbefehlshaber in Afghanistan, General Gromov, der die letzte sowjetische Fahne über die Brücke des Amu Daria nach Termez in Usbekistan getragen hat, den NATO-Einsatz. Sie fordern die NATO geradezu auf, in Afghanistan zu bleiben. Denn wenn Afghanistan zu einem revolutionär-islamischen Staat würde, wie das am Ende ja zu befürchten ist, dann dürfte das Übergreifen auf jene ehemaligen Sowjetrepubliken in Zentralasien vorprogrammiert sein.

Diese Staaten haben inzwischen den Islam mehr oder weniger als Staatsreligion anerkannt, halten ihn aber unter der strengen Fuchtel der jeweiligen Diktatoren dort, und sie kontrollieren ihn. Jede Chutba, jede Predigt, muss von diesen Staatsschefs abgesegnet sein, die ja früher noch hohe Funktionäre der Kommunistischen Partei der Sowjetunion gewesen sind. Dass es heute schon brodelt in Usbekistan, im Fergana-Tal insbesondere, dass Tadschikistan am Rande eines neuen Bürgerkrieges steht, dass in Kirgistan – wo ich im Herbst noch geweilt habe – die Jugend sich dem Islam zuwendet, ist natürlich eine Bedrohung für Russland. Denn innerhalb der russischen Grenzen und einer Bevölkerung von 140 Millionen Menschen, leben noch starke Minderheiten. Sie reichen hinauf in den Ural mit der autonomen Republik Baschkortostan, wie man Baschkirien heute nennt, mit der Hauptstadt Ufa. Oder mit Karsan und mit Tartastan an der Wolga, also im Herzen Russlands gelegen, wo Ivan der Schreckliche, Ivan IV., oder auf Russisch „Ivan Grosny“, damals den entscheidenden Sieg über die Tatarenherrschaft errungen hat – die Tatarenherrschaft, die Russland 300 Jahre lang in Knechtschaft gehalten hatte und ein muslimisches Staatswesen verkörperte. Die Goldene Horde, die in der Gegend des späteren Stalingrad, oder Wolgograd, lagerte, berief regelmäßig die russischen Großfürsten als Tributzahler an den Hof, selbst den großen Alexander Newski.

Diese Herrschaft der Tataren, die ja Russland zutiefst durchdrungen hat – auch ethnisch – dieses „Tartarenjoch“ wirkt als ein Trauma weiter. Es gibt den Satz eines französischen Russlandreisenden aus dem vorvergangenen Jahrhundert:

„Grattez le Russe et vous trouvez le Tatar – Kratzt den Russen an, und Ihr trefft den Tataren“. Die Furcht vor einem Anschwellen einer neuen türkischen Bedrohung – die Tataren und die Türken sind eng mit einander verwandt, gehören im Grunde der gleichen rassistischen Gruppe an – ist in Russland vorhanden. Sie drückt sich in einer gewissen Feindseligkeit gegenüber denjenigen aus, die man oft als „die Schwarzen“ oder mit einem noch unfreundlicheren Wort titulierend als unbeliebte Ausländer betrachtet, die aber in Russland präsent sind.

Also, beide Mächte, sowohl die USA als auch Russland, sehen sich durch den Islam im viel stärkeren Maße herausgefordert, gefährdet, als wir Europäer es bislang tun, und finden allmählich, seltsamerweise aufgrund einer neuen strategischen Situation im Afghanistan-Krieg auch zusammen. Bisher ist der Nachschub für Afghanistan über Pakistan gegangen. Seit Pakistan unruhig wird, seit die Transporte – es sind 10.000 Lastwagen, die dort täglich von pakistanischen Häfen in Richtung Khyber-Pass rollen – gefährdet sind, da diese Strecke unsicher geworden und Anschlägen ausgesetzt ist, muss der Nachschub für die alliierten Truppen (für die deutschen Truppen ist das längst der Fall) über die GUS-Staaten und über russisches Territorium erfolgen, so dass eine gewisse Komplizenschaft und ein Zustand des Aufeinander-Angewiesen-Seins entstanden ist. Was übrigens auch erklärt, warum Russland neuerdings darauf Wert legt, dass die NATO dort bleibt. Mit dem Verbleib der NATO in Afghanistan ist natürlich auch eine Schwächung der NATO verbunden, was den Russen durchaus zupass kommt und nicht zuletzt den Chinesen.

Das ist eine Situation, die man in Deutschland noch nicht ganz begriffen hat: Indem Deutschland gewissermaßen das Protektorat über den nordöstlichen Teil Afghanistans und die dort gelegenen Provinzen übernommen hat (dort allerdings nur mit den drei Festungen Masar-i-Sharif, mit Kundus und Faisabad vertreten ist) sind wir gewissermaßen Nachbarn Chinas geworden. Denn Faisabad liegt in der Provinz Badakhshan. Diese Provinz berührt mit ihrem äußersten Zipfel, dem Wakhan-Zipfel, bereits die Volksrepublik China. Es sind wohlweislich keine deutschen Truppen in diesem unzugänglichen Wakhan-Zipfel. Und auch dessen sind wir uns nicht bewusst: Aber in Afghanistan, in Zentralasien, wo immer man in der Welt hinkommt, spürt man plötzlich die Präsenz Chinas. Und wenn man die amerikanischen Zeitungen liest, die sehr viel offener über die inneren Zustände und auch die Gefahren für Amerika berichten, als es die deutschen Gazetten bisher wagen, stellt man fest, dass Amerika, das sich einige Jahre lang nach dem Zerfall der Sowjetunion als führende Weltmacht betrachten konnte, das den Ehrgeiz und die Hoffnung hatte, eine „pax americana“ zu schaffen, sich nun plötzlich einem Koloss gegenüber sieht, dem es auf Dauer nach eigener Ansicht möglicherweise nicht gewachsen ist.

Sie erinnern sich vielleicht noch an den amerikanischen Wissenschaftler japanischen Ursprungs, Francis Fukuyama, der die These vom „Ende der Geschichte“

entworfen hat. Er war der Ansicht, dass die amerikanische Form der Demokratie den Bedürfnissen der ganzen Menschheit entspräche und gewissermaßen missionarisch ausgebreitet werden müsse. Notfalls auch mit Mitteln der Gewalt, wie es ja George W. Bush mit einer gewissen Naivität, aber durchaus ehrlich, mit aller gebotenen Brutalität versucht hat. Und diese Vorstellung der „pax americana“ war ebenfalls mit dem Gefühl der absoluten militärischen Überlegenheit verbunden, das die Vereinigten Staaten übrigens heute noch haben, die sie aber zu jenem Zeitpunkt, nach dem Ausscheiden der Sowjetunion als Supermacht, auch wirklich besaßen. Und nicht nur die amerikanische Demokratie sollte weltweit verbreitet werden: nach den Vorstellungen Fukuyamas auch die amerikanische Wirtschaftsform, die Marktwirtschaft nach amerikanischer Gestaltung, die sich von der unseren übrigens sehr stark unterscheidet. Sie sollte das Modell für die weltweite Ökonomie geben, im Zeichen einer Globalisierung, die man ursprünglich als ein Instrument amerikanischer Weltherrschaft betrachtete, die sich aber seltsamerweise in ein Instrument der chinesischen Penetration der übrigen Kontinente umgekehrt hatte.

Wir kommen auf China zu sprechen. Das ist wahrscheinlich das Hauptthema, das uns heute beschäftigt, und das nun wirklich das Ende der weißen weltweiten Vorherrschaft einläutet. Es ist kein so neues Phänomen. Wir müssen nur in die Geschichte zurückgehen. China hat eine Periode des totalen Niedergangs von 100 bis 150 Jahren erlebt, weil es sich abgekapselt hatte. Im Gegensatz zu Japan, das sich durch die Meiji-Revolution Ende des 19. Jahrhunderts in einer krampfhaften, gewaltigen Anstrengung an die europäische Technologie angepasst hat, das Samurai-System in die Wirtschaft übertrug und das Zaibatsu-System als eine Wirtschaftsform schuf, die durchaus performierend war. Japan, das als erste nicht-europäische Macht eine große europäische Großmacht besiegte: 1916 im russisch-japanischen Krieg in der Seeschlacht von Tsushima und der Eroberung von Port Arthur. Japan hat es geschafft, aber China hat es nicht getan. China, das bis 1800 als das fortgeschrittenste Reich der Welt gegolten hat, fiel plötzlich in eine unglaubliche Rückständigkeit zurück, versäumte die Industrialisierung und erstarrte in seinen überlieferten konfuzianischen Lebensformen, die die Weiterentwicklung lähmten. Vergessen wir nicht, dass Ende des 18. Jahrhunderts Europa noch mit Bewunderung auf China blickte. Damals betrachteten die Aufklärer die chinesische Form des Regierens mit Bewunderung: ein Kaiser, dessen Funktion darin bestand, die Harmonie zwischen Erde und Himmel zu wahren, der das Mandat hatte, dass die Dinge in Ordnung blieben, der aber auch gestürzt werden konnte. Ein Kaiser übrigens, der nicht einer Dynastie entstammen musste, sondern der theoretisch sogar aus dem Volk kommen konnte.

Die konfuzianische Lehre hatte zur Folge, dass – im Gegensatz zum damals im Feudalismus verharrenden Europa, wo die Kriegerkaste, die der Adel ja darstellte, das höchste Ansehen genoss, den Soldaten aber auf die niedrigste Stufe der Gesellschaft stellte – das Mandarinat, also die eigentliche Verwaltung und somit

die eigentliche Elite des Staates, in Händen von Philosophen und Schriftgelehrten lag, die durch philosophisch-literarische Examen über den Konfuzianismus zu den hohen Ämtern gelangten, und die natürlich eine gewisse Verwaltungspraxis mit sich brachten. Es war eine Meritokratie, die die Europäer damals begeisterte, und die durch die Schilderung der Jesuiten bekannt wurde. Sie hatten beim chinesischen Hof vergeblich versucht, eine Bekehrung Chinas zu bewirken, Chinesisch gelernt und waren selbst Mandarine geworden. Diese Schilderung hat es mit sich gebracht, dass im ausgehenden 18. Jahrhundert China in aller Munde war, die Chinoiserien en vogue waren, dass Friedrich der Große in seinem Park von Sanssouci einen chinesischen Pavillon errichtete. Das alles ist, aufgrund der Unfähigkeit Chinas sich anzupassen, zerstoßen.

Aber dann kam die maoistische Revolution. Ich will jetzt nicht auf die verschiedenen Phasen eingehen. Mao Tse-Tung hat entsetzliches Elend über China gebracht. Bei seinem Großen Sprung nach vorn sind wahrscheinlich 20 Millionen Menschen verhungert, weil er die Wahnsinnsidee hatte, dass man in jeder kleinen Volkskommune eine Stahlkocherei einrichten und damit eine Stahlproduktion in nennenswerten, modernen Ausmaßen schaffen könnte; Mao Tse-Tung, der in seiner großen Kulturrevolution die Jugend gegen die Partei aufgebieten hat, als er sah, dass seine Macht erschüttert war, und wiederum wahrscheinlich fünf Millionen Menschen starben. Aber er hat immerhin den starren Rahmen des Konfuzianismus gebrochen und China den Willen wieder zurück gegeben, eine Weltmacht zu werden; China, das – wie man ja heute in vielen Filmen sieht – im 15. Jahrhundert über eine gewaltige Flotte verfügt hat, die den damaligen europäischen, auch den späteren Flotten der Spanier und Portugiesen, weit überlegen gewesen wäre, die aber auf Beschluss eines Ming-Kaisers abgeschafft wurde, einfach weil China sich selbst genügte.

Nun, dieses China ist wieder da und hat eine seltsame Kombination gefunden. Sie haben den Konfuzianismus und seine Tugenden wiederentdeckt. Also halten sie den Konfuzianismus den Europäern entgegen, wenn diese mit ihren europäischen Werten kommen und sagen: „Wir haben unsere eigenen Werte, und die sind den Euren zumindest gleichwertig.“ Außerdem haben sie natürlich auch Elemente des Maoismus übernommen: Diesen Zwang zur breiten Solidarität des Volkes, den es in China früher nie gegeben hatte, denn die Solidarität existierte im konfuzianischen System nur innerhalb der Sippen und Familien. Hinzu kommt nun dieser Modernisierungspush, den Deng Xiaoping, der wahrscheinlich der größte Mann der jüngeren chinesischen Geschichte ist, seinem Land verpasste und somit auch die schöpferischen, kapitalistischen Veranlagungen des chinesischen Volkes wieder zum Tragen brachte, weshalb China im Begriff steht, die Erste Weltmacht zu werden. Nicht Indien, wie gelegentlich gesagt wird und das weit überschätzt wird. Die Amerikaner sind sich dessen voll bewusst.

Wer China besucht hat – ich tat das zum ersten Mal im Jahre 1972, als die Kulturrevolution noch nicht zu Ende war –, und es jetzt wieder sieht, steht vor einem Phänomen, das ein ungläubiges Staunen auslöst. Und das betrifft eben nicht nur, wie oft behauptet wird, die Küstenstädte. Nein, das geht tief ins Land hinein. Das geht auch bis nach Tibet hinein, wo ich vor zwei Jahren gewesen bin. Wir sind nach Xinjiang gefahren, also in diese Uiguren-Provinz, wo es jetzt zu Unruhen gekommen ist. Das geht in die Mandschurei hinein. Und wenn man dann auf der anderen Seite der Grenze der Mandschurei – jenseits des Flusses Amur, des „heilong jiang“, des „Fluss des Schwarzen Drachen“ wie die Chinesen sagen – die Weite Ostsibiriens, der Provinz Primorje sieht, wo keine Menschen mehr leben, wo die Dörfer sich geleert haben, am Ussuri, wo zur Zeit Chrustschows zwischen Rotgardisten der Chinesen und der russischen Armee mit schweren Verlusten gekämpft wurde – da herrscht jetzt absoluter Friede. Auf russischer Seite hat sich alles geleert und wartet gewissermaßen auf den Bevölkerungsschub aus China, denn in der früheren Mandschurei, die in dem Jahr 1900 noch menschenleer war, leben heute 120 bis 130 Millionen Chinesen.

Aber das ist eine Frage, die Russland noch nicht unmittelbar berührt, denn die Chinesen sind klug genug, sich damit zurückzuhalten. Sie begnügen sich damit, ihre wirtschaftliche Penetration auf der ganzen Welt durchzuführen. Man findet sie buchstäblich überall, vor allem aber im Osten Russlands. Sie können kein Produkt kaufen, was nicht chinesisch ist. Auch wenn Sie nach Amerika kommen und in die vielen Billigläden gehen, ist alles chinesisch. Wenn Sie in die Luxus-Läden gehen, finden Sie europäische Waren. Allerdings ist Amerika noch absolut führend auf dem militärischen Sektor. Die Hightechnology der Amerikaner ist von keinem anderen Staat erreicht, weder von Russland noch bisher von China. Das ist das Manko, das die Chinesen im Moment zu überbrücken suchen. Und es sind da gewaltige Anstrengungen im Gange. Eine Nation, die bereits in der Lage ist, einen Menschen rund um die Erde zu schießen und ihn heil herunter zu bringen, ist natürlich auch in der Lage, mit Interkontinentalraketen die kalifornische Küste zu erreichen. Und da China mit Atomwaffen bestückt ist, besteht das nukleare Patt, das zwischen Russland, der früheren Sowjetunion, und Amerika seit langem besteht, nun auch zwischen China und den USA.

Diese Expansion Chinas bezieht sich auf vielerlei Dinge. Aber ich will jetzt noch auf den militärischen Aspekt kommen, um dann nachher zu den Fragen überzugehen. Der Westen ist in militärischer Hinsicht eben nicht mehr in der Situation, in der ein Kanonenboot ausgeschildet wurde, um ein fremdes Sultanat zu unterwerfen, oder um das ferne Venezuela zur Zahlung seiner Schulden zu bewegen. Wenn ich schon Venezuela sage, kommt mir der Name Chavez ins Gedächtnis: auch ein Zeichen dieser ungeheuren Bevölkerungsverschiebung in Amerika, dass im Moment der Staatschef von Venezuela Chavez ein Indianer

ist. Oder ein Gemisch, ein Sambo eventuell. Er hat wahrscheinlich auch etwas Negerblut. Ein weiteres Beispiel wäre der bolivianische Staatschef Morales, der ein Aymara-Indianer ist. Dazu kommt diese ungeheure Mischkultur Brasiliens, das als Schwellenland und als kommende Weltmacht angesehen wird. Dieser lateinamerikanische Druck hat das Antlitz Amerikas verwandelt und liegt natürlich auch auf den USA.

Ich muss doch noch ein Wort zum Präsidenten Obama sagen. Das ist nämlich für jemanden in meinem Alter auch eine ungeheure Erfahrung. Wenn man zurückblickt auf das Jahr 1950, als ich noch mit dem Greyhound-Bus quer durch Amerika gereist bin, da war es so, dass an der Grenze zu Oklahoma die Schwarzen, die man heute die Afro-Americans nennt, in den hinteren Teil des Busses gehen mussten. Es gab an den Raststätten getrennte Toiletten für Schwarze und Weiße, getrennte Plätze, wo die Weißen aßen und wo die Schwarzen aßen. Es gab also eine regelrechte Apartheid. Und dass dieses Land, nachdem erst 1947 Präsident Truman Regimenter in der Armee geschaffen hatte, in denen Schwarze und Weiße gemeinsam dienten – vorher war das getrennt –, jetzt also einen Mulatten – denn er ist ja kein reiner Afrikaner, aber für die Amerikaner ist er ein Afro-American – ins Weiße Haus gewählt hat, das ist eine derartige Revolution, die kaum vorstellbar ist.

Das mag nur von relativ kurzer Dauer sein, wenn man sieht, auf welche Opposition Obama heute schon stößt. Aber durch den Zufluss der lateinamerikanischen, dieser halbindianischen Einwanderer aus dem Süden, die sich sehr schnell zu assimilieren versuchen, die aber trotzdem ihre Eigenart bewahren, hat sich auch das Wahlverhalten geändert. Von Huntington kennt man nur das Buch „The Clash of Civilizations“. Er hat aber auch ein anderes Buch geschrieben: „Who are we?“. In ihm spricht er über den Verlust der geistigen und materiellen Vorherrschaft der White Anglo Saxon Protestant-Amerikaner, der WASP, wie man sagt, der weißen, angelsächsischen, protestantischen Elite, die bisher das Gesicht Amerikas, die Politik, die Wirtschaft gestaltet hat. Diese Elite ist jetzt aber mit einer Masse konfrontiert, die einen ganz anderen kulturellen Hintergrund aufweist. Dass die Katholiken, die von oben herab angesehen wurden, in den frühen USA nicht viel galten und als Papisten verschrien waren, heute die stärkste Konfession im Land bilden, ist ein weiterer bemerkenswerter Vorgang. Das verändert Amerika vielleicht mehr als der Mann im Weißen Haus. Es ist „another country“, das dort entsteht, und das auch als Folge haben kann, dass die Angelegenheiten des Pazifischen Ozeans die USA mehr interessieren als die europäischen. Während Amerika bisher doch im Wesentlichen auf Europa ausgerichtet war, gemäß Präsidenten Roosevelt während des Krieges, der von den Japanern ausgelöst wurde, aber dessen Motto trotzdem lautete: „Europe first“. Bei Obama spürt man diese Verschiebung des Interessenschwerpunktes bereits.

Aber kommen wir nun zur militärischen Situation zurück. Und da stellen wir fest, dass die bisherigen imperialen Mächte an Stärke und Einfluss verlieren. Von Europa wollen wir in diesem Zusammenhang gar nicht sprechen, denn die europäischen Staaten sind nicht in der Lage gewesen nennenswerte Armeen aufzustellen. Die Großmacht Amerika, die 1945 einen grandiosen Sieg davongetragen hat, sowohl auf dem europäischen Kriegsschauplatz – die Landung in der Normandie war eine unglaubliche logistische Meisterleistung, während auch noch gleichzeitig der Feldzug in Italien geführt wurde – als auch vor allem durch die Leistung des Krieges gegen Japan. Das war die schwerste Belastung, die Amerika unter sehr schweren Verlusten auch durchgestanden und dann zu einem glorreichen Abschluss gebracht hat. Die Kapitulation auf der „Missouri“ hatte geradezu einen Symbolcharakter. Aber das gehört der Vergangenheit an. Amerika ist auf einmal nicht mehr in der Lage, mit Konflikten in Kleinststaaten zurecht zu kommen. Im Koreakrieg wurde Amerika zum ersten Mal in seine Schranken verwiesen, als es gegenüber der Volksbefreiungsarmee von Rot-China – und die Volksrepublik China war erst ein Jahr alt – von einem Millionenheer von Chinesen, die kaum bewaffnet waren, aber mit einem ungeheuren Elan gegen die amerikanischen Stellungen angerannt sind, zum Stehen gebracht wurde.

Und dann kam Vietnam. Vietnam hat nicht die Folgen gehabt, die viele meinen. Vietnam war ein Prestigeverlust, und das hat Amerika im Nachhinein natürlich als eine Schmach empfunden. Aber Vietnam hat die Welt nicht verändert. Die Dominotheorie, die damals in Washington unter Eisenhower und auch unter Kennedy und Johnson vorherrschte, dass wenn Südvietnam kommunistisch würde, dass sich der Kommunismus dann über ganz Südostasien bis nach Indien hin ausbreiten würde, wie Kennedy gesagt hat, das ist ja alles gar nicht eingetreten. Der Kommunismus ist auf Vietnam begrenzt geblieben, und die Chinesen haben darüber gewacht, dass nicht einmal Kambodscha zum Einflussgebiet Vietnams wurde. Nein, die Veränderung hat stattgefunden als zum Beispiel die amerikanische Armee einen Einsatz in Somalia unternahm und dann nach dem Verlust von einigen Hubschraubern wieder abgezogen ist. Als Amerika im zweiten Krieg gegen den Irak ein Fünftel der irakischen Bevölkerung, der sich ja nur im Aufstand befand, gegen sich hatte, wurden sie damit nicht fertig. Das waren im Wesentlichen nur die Sunniten der Westprovinzen, die sich erhoben hatten, und die machen 20 Prozent der Bevölkerung aus. Die Schiiten verhielten sich passiv, und die Kurden waren Verbündete der Amerikaner. Dass sie heute in Afghanistan nicht zurecht kommen, dafür gibt es Präzedenzfälle.

Aber man muss mit Grauen auf die Perspektive schauen, dass eventuell der afghanische Konflikt auf Pakistan übergreift: auf 170 Millionen Menschen, die in einem Zustand religiösen Übereifers leben, jederzeit in eine gewisse religiöse Hysterie verfallen können und die zudem über die Atombombe verfügen. Da-

ran gemessen ist der Schrecken, der von Iran ausgeht, und der immer wieder aufgebauscht wird, sehr viel geringer. Eine iranische Atombombe wäre sehr viel kontrollierter als die Atombomben, die sich heute schon in Pakistan befinden. Die Gefahr geht ja nicht von den nuklearen Mächten aus. Jeder Staat – selbst Nordkorea – ist nicht wahnsinnig genug, diese selbstmörderische Aktion eines Atomkriegs auszulösen. Nein, die Gefahr bestünde erst, wenn das Material in die Hände von unverantwortlichen Banden, Kriminellen, ideologischen oder religiösen Charakters geraten würde. Dann wäre die wirkliche Terrorgefahr vorhanden, von der wir bisher verschont geblieben sind.

Am Beispiel Israels lässt es sich vielleicht am deutlichsten exemplifizieren: Es ist etwas entstanden, was die Israelis – die Bezeichnung stammt übrigens von ihnen – den „asymmetrischen Krieg“ nennen. Guerillagruppen sind ja so alt wie die Welt, aber heute besonders aktiv. Diese schlecht bewaffneten Truppen sind in der Lage, eine schwerbewaffnete, konventionelle Armee zu schwächen, auszulaugen und zu erschöpfen. Die Kriege, die heute geführt werden, sind „wars of attrition – Abnützungskriege“. Denen sind die modernen Armeen nicht gewachsen. Und das ist die Perspektive, der sich sowohl die Amerikaner als auch die Russen gegenüber sehen, die diesen Krieg in Afghanistan nicht bestanden haben und im Kaukasus auch längst nicht am Ende ihrer Mühen sind. Tschetschenien, das von Putin unter Kontrolle gebracht worden ist, hat unter dem dortigen Präsidenten Kadyrow, der eine ziemlich furchterregende Persönlichkeit ist, die koranische Gesetzgebung eingeführt, obwohl es weiterhin eine autonome Provinz der russischen Föderation bleibt. Und wo immer man hinblickt, ist die Unfähigkeit zu sehen, ein fremdes Land mit einer kampfkraftigen Guerilla zu besiegen. Die israelische Armee, die 1967 im Sechs-Tage-Krieg diesen unglaublichen Sieg gegen die konventionellen Armeen der arabischen Welt davongetragen hat, versagte 2006 im Kampf gegen die Hisbollah-Truppe des Südlibanon. Diese schiitischen Partisanen sind wahrscheinlich die am perfektesten formierte Partisanen-Armee unserer Tage. Sie haben das Modell für das, was die Amerikaner „improvised explosive devices“ nennen, geliefert, jene Bomben, die am Rande des Weges hochgehen, und die auch von den deutschen Truppen in Afghanistan außerordentlich gefürchtet werden.

Kurzum, wir sind in einer Situation, in der militärisch nichts mehr zu entscheiden ist. Lediglich ein Koloss wie China mit seinen 1,3 Milliarden Menschen kann natürlich einen Aufstand von sechs Millionen Tibetern schon allein mit den Mitteln der Demografie ersticken: durch eine Zuwanderung von Chinesen, die sehr bald die Tibeter zu einer Minorität reduzieren wird, wie das bereits mit den Mongolen der autonomen Region der Mongolen passiert ist, in der die Mongolen noch schwache 17 oder sogar nur 13 Prozent der Bevölkerung stellen. Mit den Uiguren in Xinjiang wird es ähnlich gehen und auch in Ostturkistan. Dort sind es neun Millionen, die ebenfalls demografisch durch China überwältigt werden.

Aber wir befinden uns in einer konträren Situation. Ich will jetzt nicht die Frage der Einwanderung, der Massierung muslimischer Bevölkerungselemente beschreiben, die sowohl die Franzosen als auch die Spanier, die Italiener und natürlich die Deutschen beschäftigen. Wir haben mit unseren Türken noch relatives Glück, sie sind leicht. Wir kommen mit ihnen noch besser zurecht als zum Beispiel die Franzosen mit den Algeriern, obwohl die Algerier alle Französisch sprechen. Die meisten können gar kein Arabisch. Und die meisten von ihnen haben die französische Staatsangehörigkeit. Aber da ist eine Trennungslinie durch die Religion gezogen, über die man ebenfalls einen ganzen Abend reden könnte.

Was beklemmend ist: dass im Konzert dieser neuen Mächte Europa droht, keine Rolle mehr zu spielen. Zu diesen Mächten gehören auch die neuen Schwellenmächte, wie beispielsweise Brasilien. Das ist seltsamerweise eine Revanche des frühen Portugals, das einmal die Wege für diese weiße Expansion in der ganzen Welt geöffnet hat, dann aber in die totale Bedeutungslosigkeit verschwunden war. Es hat sich noch bis 1974 an seine letzten Kolonien geklammert. Portugal spielt jetzt keine Rolle mehr. Aber in Brasilien ist es als eine Macht wiedererstanden, allerdings als eine Macht völlig neuer Art. Dort findet man eine Mischung der Rassen, wie sie in dieser Intensität und scheinbaren Problemlösung noch nie existiert hat. Man fragt sich, ob das nicht sogar die Zukunft der Welt ist, ob wir nicht einer allgemeinen Vermengung entgegensehen. Und was am Ende sein wird, wissen wir nicht genau.

Jedenfalls ist Europa – und das zeigen ja die ständigen Beratungen – aus einem relativ festen Kern, der sich um die Gründergruppe der sechs Staaten gruppierte, die im Grunde ein karolingischer Kern gewesen ist, durch die Ausweitung in einen Zustand der Spaltung geraten. Die osteuropäischen Staaten, die unter dem Eindruck der russischen Bedrohung stehen, wie die Balten und die Polen, reagieren natürlich anders als die Deutschen und Franzosen, die ja eine russische Gefahr in letzter Zeit nicht zu spüren bekommen haben. Die Westdeutschen jedenfalls. Diese Ausdehnung auf 27 Staaten, die Europa unternommen hat, befähigt Europa – und das ist schon bemerkenswert genug –, einen gemeinsamen Wirtschaftsraum zu bilden. Es hat sogar diese gemeinsame Währung. Der Euro ist ja ein Erfolg gewesen, entgegen allen Erwartungen, entgegen allen Unkenrufen. Aber wenn es darauf kommt, eine gemeinsame Außenpolitik zu definieren oder gar eine gemeinsame Verteidigung zu organisieren, dann tut man sich sehr schwer. Das wird jedoch eines Tages eine Frage sein, die uns sehr stark beschäftigen wird, und die jetzt endlich in das Bewusstsein eindringt, auch aufgrund der jüngsten Entwicklungen in Afghanistan.

Aber momentan steht Europa hoffnungslos da als das, was der französische Denker und Dichter Paul Valéry mal einen „Kap Asiens“ genannt hat. Europa droht in eine relative Bedeutungslosigkeit zurückzufallen, und es müssen zweifellos ganz andere Schritte einer partiellen Einigung auf speziellen Gebieten, insbeson-

dere der Außenpolitik und Verteidigung gefunden werden. Aber das werden wir nicht unter dem neu ernannten Ratspräsidenten, diesen sehr ehrenwerten Belgier, dessen Namen im Grunde keiner kennt, und auch nicht unter der auswärtigen Führung von Lady Ashton von Großbritannien, die angeblich die Außenministerin Europas sein sollte, erreichen. Wir sollten uns bewusst sein, dass Europa den kommenden Herausforderungen möglicherweise auch psychologisch nicht gewachsen ist. Ich will am Ende noch einen Satz zitieren, der sehr pessimistisch klingt. Ein Satz ebenfalls von Paul Valéry, der sagte: „Dans le gouffre de l'histoire, il y a place pour tout le monde – Im Abgrund der Geschichte ist Platz für alle“. Wir sollten darauf achten, dass das nicht auch eventuell für uns gilt. Aber ich bin überzeugter Europäer, von meiner Herkunft schon. Deshalb zitiere ich einen Satz, der heute doch ermutigen könnte, um etwas Hoffnung zu stiften. Er stammt von einem Niederländer, Wilhelm von Oranien, der Schweiger genannt. Damals drückte man sich ja auch an deutschen Höfen französisch aus, und der Satz lautet: „Il n'est pas nécessaire d'espérer pour entreprendre ni de réussir pour persévérer – Es ist nicht notwendig“, und das sollten sich vielleicht die Europäer als Motto hochhalten: „Es ist nicht notwendig zu hoffen, um etwas zu unternehmen; es ist nicht nötig, Erfolg zu haben, um auszuharren.“

Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.

UNIVERSITÄT

**DUISBURG
ESSEN**